B.g.Prot.
501
x

B. g. Prot. 501ˣ

7 Bll., 150 Ss.

1. A.

mit Jesian

Agl

[Biblia, VT, Hohes Lied]

Wilhelm Friedrich Hezel's

Neue

Uebersetzung und Erklärung

des

Hohen Liedes Salomons.

Nebst

zween Briefen an einen Staatsmann

an einem Herzogl. Sächsis. Hofe,

über einige interessante Gegenstände

der Bibel.

Leipzig und Breslau.

1777.

Hiecke.

A 172 1193

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Endlich erscheinet auch meine versprochene *) Uebersetzung und Erklärung des Hohen Liedes selbst! Vielleicht ist sie nicht überflüßig — vielleicht enthält sie manchen

*) In der Vorrede der zu Anfang dieses 1777sten Jahres von mir herausgegebenen „Freyen Un„tersuchung der Absicht des Hohen Liedes „Salomons„ (Jena, in Commission bey Gollner.) und welche ich unter dem Titel einer Einleitung in das Hohe Lied, weil jene Auflage sich gänzlich vergriffen hat, hier gleich nach der Vorrede zum andernmal wieder habe abdrucken lassen, — habe ich dem Publico diese Uebersetzung und Erklärung des Hohen Liedes Salomons versprochen.

Gedanken, manchen neu entdeckten Zug, der bisher den Erklärern dieses fürtreflichen Liedes fehlte, um es zu verstehen. Man erlaube mir, daß ich in der Vorrede zu einer Arbeit, welche unter allen, welche ich jemals unternommen, die schwerste — wer glaubt es? — die mühsamste war, als eine Art der Vergütung meiner Mühe, in einem solchen Ton reden darf! So gieng mirs: Wenn ich etliche Verse in diesem Liede gelesen und mir erklärt hatte, — denn folgten wieder Worte — sonderbare Worte — Ausdrücke, die weder selbst einen Sinn zu haben, noch sich zum Vorhergehenden, noch Folgenden zu schicken schienen. Nun gerieth ich Hoffnungsvoll über alle alte und neue, junge und alte, mystische und unmystische Hohenlieds-Exegeten — ich schlug auf — las — suchte weiter und fand nichts! — Die sonderbaren Leute! dacht' ich. — Und nun — wie gieng mirs? — Hiatus! — Hier fehlt was! — Dies war immer der erste Gedanke. Doch, die spätern sind immer besser. — Endlich —

suchte und fand ich selbst — was ich in fremden Feldern vergeblich suchte. So — und so ist diese Uebersetzung und Erklärung entstanden. Aber freylich wird der Philologe, der Exeget noch manchmal philologische Beweise mir abfordern. Gut! ich bleibe keinen schuldig. Ein ganzer philologisch-critischer Kommentar liegt schon auf meinem Studiertische fertig. Aber manchmal läßt sich kein philologischer Beweis führen! Und da — trete man mir **entweder** bey, **oder** sage mir was bessers!

Aber in Ansehung meiner Uebersetzung — Da war ich kein sclavischer Beobachter neuerer Uebersetzer-Regeln! Aber wie werde ich deßwegen Herrn **Probst Teller** in Berlin, dem Mann, den ich unglaublich verehre und hochschätze, der ein gründlicher Gelehrter und — (von wie wenig Exegeten kann ich dieses sagen!) — ein Mann **von gutem Geschmack**, von dem feinsten Gefühl ist — wie werde ich — diesem Mann ge-

 fallen?

fallen? Er hat — es ist bekannt gnug — einen Versuch einer Psalmen-Uebersetzung herausgegeben, worinnen er vier Haupt-Psalmen übersetzt und erklärt. In der Vorrede trägt er einige neue Regeln vor, welche, nach seiner Meynung, ein guter Uebersetzer befolgen müsse und Er selbst in dem angeführten Versuch befolgt hat. Der Herr Probst erlaube mir, daß ich sie hier anführen und meine Meynung darüber sagen darf. Nicht deßwegen, weil er Kenner öffentlich hierzu aufgefordert hat, (denn in diesem Fall würde ich schweigen — nicht zu meiner Feder greifen — andre reden lassen —), sondern weil der Herr Probst bey alle dem, daß er sich das Urtheil der Kenner über seine Uebersetzer-Regeln öffentlich erbittet, schon so thut, als wäre alles richtig, keine seiner Regeln des Bezweifelns fähig, und sich fast so ausdrückt, als verdiene keiner gelesen, keiner ein guter Uebersetzer genennt zu werden, der diese Regeln nicht genau befolgt. Ich habe es nicht gethan! außer nur in der Einschränkung, unter welcher ich sie für wahr

hielt.

hielt. Und doch ist mir jener Versuch, so wie der Verfasser, schätzbar. Und weil ich es nun nicht gethan: so muß ich dem Herrn Probst sagen, warum? —

Er sagt S. VII. der Vorrede: „Ich mache „es billig zur **ersten** Pflicht eines guten Uebersetzers auch von dieser Art Schriften, daß man den „Wörtern der Urkunden, die zwar in Ansehung der „Bedeutung einige Verwandschaft haben, aber doch „gar nicht gleichgeltend sind, jedem sein eignes Wort „in der Uebersetzung anpasse und es denn in dieser „ihm **durchaus** lasse, so oft es in jener vorkommt.„ — Wider diese erste Regel finde ich das wenigste zu erinnern. Das Gesetz ist gerecht — verdient befolgt zu werden! Ich habe es auch gethan. Denn deutsche Wörter, welche synonymisch sind, sind es doch gar selten **ganz**, so, daß das eine nicht stärker, oder mit einer andern Neben-Idee geschwängert seyn sollte. Also dergleichen deutsche Synonyma für Ein an verschiedenen Orten vor-

kommendes hebräisches Wort abwechselnd zu setzen, würde offenbar fehlerhaft seyn. Hingegen würkliche deutsche Synonymia abwechselnd zu brauchen, dies würde man nur allenfalls von einem Schüler, der viel *de variationis elegantia* zu reden weiß, zu erwarten haben. Manchmal aber, wie der Hr. Probst gut gnug weiß, auch nicht leugnet, leidet diese Regel eine gegründete Ausnahme, wenn nämlich ein vieldeutiges hebräisches Wort in einer Bedeutung vorkommt, welches dem in andern Bedeutungen gänzlich entsprechenden deutschen Worte mangelt. In diesem Falle muß freylich ein anderes deutsches Wort gewählt werden. Doch dies bedurfte kaum erst von mir bemerkt zu werden.

Die zwote Regel des Herrn Probsts ist: „Daß „man auch den Gang, oder die Stellung der Wor„te im Original, so weit es nur immer die Einhei„ten der deutschen Sprache zulassen, beybehalten „müsse.„ — Die Stellung der Worte im Original da zu verlassen, wo sie auch dem Genius der

deut-

deutschen Sprache angemessen war, ist allerdings tadelnswerth. Indessen glaube ich ein Recht zu haben, die Stellung der Worte im Original öfter zu verlassen, als Herr Probst **Teller** in seiner Probe einer Psalmen-Uebersetzung gethan hat! Hätte Er diese Regel nicht allzustreng befolgt: so würde seine Uebersetzung der vier Psalmen ein rechtes Meisterstück seyn. So aber kommt manches einigermaßen gezwungen heraus. — Zur Erläuterung dieser Regel sagt er weiter: „Es ist gewiß keinem „nur **prosaischen** guten Schriftsteller, einem Spal„ding oder Lessing gleichviel, wie die Worte etwa „von ungefähr sich unter einander selbst stellen; sie „ordnen sie nach dem Gewicht der auszudrückenden „Vorstellungen und Empfindungen.„ Dies ist gewiß richtig, daß in der natürlichen und schicklichen Setzung der Worte in jeder Sprache Schönheit liege. Jeder Schriftsteller macht sich es zum Gesetz, seine Worte so zu stellen, daß sie selbst durch diese Stellung gewinnen und sich verschönern. Allein wer wollte behaupten, daß die Stellung der

Worte, welche nach dem Genie der hebräischen Sprache Schönheit ist, auch Schönheit in allen andern Sprachen sey? Wie sehr unterscheidet sich nicht schon selbst die Art die Worte zu setzen und zu verbinden bey den Lateinern, von der Construction der Deutschen! Und — muß jene nicht verlassen werden, wenn man lateinische Schriftsteller ins Deutsche rein übersetzen will? Und der Hebräer, der morgenländische Dichter, dessen Denkungsart sich von der unsrigen überhaupt so sehr unterscheidet, sollte seine Worte durchaus so setzen, daß der deutsche Uebersetzer nur Worte für Worte substituiren dürfe, ohne die hebräische Construction zu verlassen? Es ist zwar wahr, daß man bisweilen die Stellung der hebräischen Worte bey der Uebersetzung eines Gedichts ins Deutsche unverändert beybehalten könne, so, daß man der deutschen Sprache dadurch nicht nur keine Gewalt anthut, sondern eine solche deutsche Uebersetzung einen mehr dichterischen Anstrich bekommt, als wenn man der alltäglichen deutschen Grammatik zufolge übersetzen

woll=

wollte. Es klingt allerdings dichterischer, wenn der Herr Probst Psalm CXXI. V. 4. ganz nach der hebräischen Construction übersetzt:

„Er läßt deinen Fuß nicht gleiten,
„Schlummert nicht dein Hüter.„

Besser, als wenn Luther übersetzt:

„Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen,
„Und der dich behütet, schläfet nicht.„ —

Aber allezeit muß sorgfältig untersucht werden, ob eine solche hebräische Wortstellung auch im Deutschen erträglich sey. Ist dieses nicht: so müssen die deutschen Worte nach dem Genie der deutschen Sprache so gestellt werden, daß sie eben diejenigen Schönheiten bekommen, welche sie nach einer andern und zwar ganz orientalischen Stellung im Original hatten.

Die dritte Regel des Herrn Probsts ist: „Man „müsse den Anklang gewisser in einem Verse sich „auf einander beziehender Worte, oder auch, den

„die

„die Eigenschaft der Sache ausdrückenden Laut ei-
„nes Worts in der Uebersetzung empfindbar ma-
„chen.„ Dies ist eine Regel, welche nur sehr sel-
ten und größtentheils nicht ohne den unangenehm-
sten Zwang wird befolgt werden können. Herr
Probst **Teller** hatte, wie er sagt, in den vier Psal-
men, welche er übersetzt und erklärt liefert, einmal
Gelegenheit, diese Regel anzuwenden. Allein er
muß selbst gestehen, daß er sie **nicht** habe anwenden
können. — Es ist dieser Anklang im Hebräi-
schen gewiß blos zufällig, obgleich dieses der Herr
Probst leugnet. Und in so ferne mag derselbe als
eine Art der Schönheit betrachtet werden. Und
wenn der deutsche Uebersetzer diesen Anklang errei-
chen **kann**: so mag er ihn immerhin auch ausdrü-
cken. Aber nur sehr selten wird es ihm möglich
seyn!

Sein **viertes** Gesetz ist: „Man müsse die Kür-
„ze des Originals ausdrücken, Worte für Worte
„von gleicher Länge substituiren, und, um hierin-

„nen

„nen recht genau zu seyn, die Sylben zählen.„ — Dies halte ich wieder für ein größtentheils ganz unerfüllbares Gesetz. — Die kurzen Hälften der Verse in einer hebräischen Ode, bey der Uebersetzung wieder kurz, und zwar so kurz, als möglich, auszudrücken, bleibt allerdings Pflicht für den Uebersetzer. Denn eine Ode in eine matte und schleppende Paraphrase zu zerhacken, ist wahre Beleidigung für den Dichter, weil dadurch eine Menge Schönheiten unsichtbar werden. Aber den Uebersetzer so zu binden, in einen solchen Zwang zu setzen, daß er Worte für Worte und Sylben für Sylben substituiren soll, ist wohl zu viel gefordert. Und eine solche abgezählte syllabische Uebersetzung wird oft, wo nicht unrichtig, doch gezwungen ausfallen. Denn 1) Eine Menge deutscher Wörter, welche den hebräischen genau entsprechen, haben entweder mehr oder weniger Sylben, als die hebräischen. Wie ist nun in solchen Fällen die Anwendung dieser Regel möglich? Soll man im ersten Fall, wider alles Recht und Billigkeit, die

deut-

deutschen Wörter abkürzen? Z. B. im Accusativ sagen: **Den Prinz**, für **den Prinzen**? wie der Herr Probst selbst einmal gethan hat; oder im andern Fall kleine Flickwörter brauchen? Zu keinem von beyden hat man Beruf! — 2) Es giebt hebräische Wörter, welche eine so geschwängerte Idee ausdrücken, daß einzelne deutsche Wörter diese hebräische bey weitem nicht erschöpfen. Hier ist es wohl besser, diese Regel zu verlassen und **treu** zu übersetzen, d. i. die in einem **einzelnen** hebräischen Worte liegenden Ideen genau zu entwickeln, und mit den darzu erforderlichen deutschen Wörtern auszudrücken, und lieber etliche Worte **mehr** zu setzen, als manche Idee verlohren gehen zu lassen. — 3) Die Morgenländer lassen oft Wörter aussen, welche ein deutscher Uebersetzer, weil sie im Deutschen nicht vermißt werden dürfen, suppliren muß. Auch hierdurch wächst die deutsche Uebersetzung um einige Sylben, und unterscheidet sich also durch die Länge vom Original. Also kann auch dieses vierte Gesetz in der von dem Hrn. Probst

ange-

angegebenen Strenge nicht gebilliget werden, obgleich immer dieses Wahrheit und Regel bleibt, daß man die Kürze einer hebräischen Ode bey der Uebersetzung möglichst genau beybehalten müsse.

Das fünfte und letzte Gesetz des Hrn. Probsts ist: „Man soll nicht modernisiren.„ — Ein sehr billiges Gesetz! Ein uraltes Gedicht, dergleichen die uns noch übrigen hebräischen sind, welches auf ganz andere Sitten und Gebräuche anspielt, als die unsrigen sind, u. s. w. darf nun freylich nicht in ein neumodisches deutsches Gedicht des achtzehnten Jahrhunderts umgebildet werden. Wenn man ein recht altes Gedicht lieset: so wird uns auch das Alte, das Ungewöhnliche ꝛc. als schön gefallen. Ich erinnere mich auch nicht, wider diese Regel in dieser Uebersetzung gesündiget zu haben.

Dies war es nun also, was ich über Herrn Probst Tellers Uebersetzer-Regeln erinnern wollte und mußte.

Ueber meine Uebersetzung und Erklärung aber habe ich nun weiter nichts mehr zu erinnern. Ich erwarte aber die Urtheile der Kenner. Der Kenner, sag ich! Und zwar solcher, welche fühlen und empfinden. Deren ihr Urtheil ist mir werth!

Jena,
am 16ten May, 1777.

Wilhelm Friedrich Hezel,
der Weltweisheit Doctor.

Ein-

Bayerische Staatsbibliothek München

Einleitung
in das
hohe Lied Salomons.

Das hohe Lied Salomons ist eines derjenigen Stücke der Bibel, welche unsrer Religion schon seit vielen Jahrhunderten zum Vorwurf gereicht haben. Religionsfeinde, Spötter der göttlichen Wahrheiten, glaubten ein Recht zu haben, dieses Meisterstück der hebräischen Dichtkunst für ein Product eines blos sich selbst überlassenen Menschen zu halten; und wenn man ihnen dieses zugestehe, weiter zu schließen, und alle übrige diesem Liede an der Seite stehende hebräische Denkmäler, welche wir, nicht ohne Grund, für göttlich halten, für eben nichts anders, als für bloße Arbeiten einiger rechtschaffener und Tugend liebender Verfasser zu erklären; und folglich unsrer Religion alles Göttliche, wodurch sie sich vor dem, was menschlich

heißt, auszeichnet, zu rauben. Wir selbst zu strenge und zum Theil durch Vorurtheile getriebene Vertheidiger derjenigen Religion, welche selbst, schon tausendmal, die glücklichste Siegerinn über alle vernunft- und gewissenlose Spötter war, — wir selbst, — wer sollte es glauben? — sind Schuld daran, daß dieser kleinste Theil der Bibel dem übrigen großen zum Vorwurf hat gereichen können! Man las das Lied, man entdeckte in demselben Züge, man stieß auf Ausdrücke, welche man kaum von einem blos sittlich-guten Menschen, am wenigsten aber von einem aus göttlicher Eingebung redenden Schriftsteller erwartete. Was war — so dachte die fromme Einfalt — anders übrig, als das ganze Lied aus einem ganz andern Gesichtspuncte zu betrachten; den eigentlichen Sinn der Worte zu verlassen, und zur Allegorie, durch deren Hülfe man aus der Bibel machen kann, was man will, seine Zuflucht zu nehmen. Man erklärte es nunmehr uneigentlich, und jedes Wort mußte ein bodenloses Meer von Geheimnissen seyn. Christus, glaubte man, wäre der Bräutigam, und seine Kirche die verlassene Braut. Der von der Gottheit begeisterte Dichter singe also auf beyde ein geistliches Hochzeitlied. Schändliche Beleidigung des göttlichen Erlösers! — Die Juden, da sie sich vornahmen, dieses Lied für weißagend zu halten, fanden alle ihre künftigen Schicksale darinnen, und die Christen, da sie ebenfalls prophetischen Schatten darinnen anzutreffen glaubten, waren so glücklich, nicht die Schicksale der Juden, sondern die wunderbaren Begegnisse ihrer Kirche darinnen zu lesen! So gutthätig ist die Allegorie! Zu solchen Erfindern macht sie ihre Liebhaber! —

Die

Die Freyheiten, welche man sich bey Aufklärung einzelner in diesem Liede enthaltener Ausdrücke erlaubet hat, sind so groß und so unrechtmäßig, daß ich kaum die Hälfte dieser Freyheiten bedürfte, um aus der Bibel zu beweisen, Gabriel habe Federn und der Teufel Hörner. — Durch solche Abwege giebt man freylich, statt, daß man dadurch die gute Sache der göttlichen Offenbarung rettet, jedem vernünftigen Menschen zu dem gerechtesten Spotte Gelegenheit, und dem Bestreiter der Religion das Schwerd in die Hände. Wohl niemand wird eigentlich reden, und von andern uneigentlich verstanden werden wollen! Warum will man denn dem Verfasser dieses Liedes, der, wie uns die Vernunft und die Regeln einer gesunden Auslegungskunst lehren, eigentlich geredet hat, nicht auch eigentlich verstehen? Warum will man denn ihm nicht diejenige Gerechtigkeit wiederfahren lassen, auf welche jeder Schriftsteller mit Recht Anspruch macht? Warum greift man zu einem so gefährlichen Mittel, die Ehre dieses Liedes und die Göttlichkeit und das Ansehen der Religion zu retten?

Man reiße sich von aller Partheylichkeit, von allen Vorurtheilen, von allem Aberglauben, der unsre Vernunft nur zur Sclavinn macht, los; nehme nun dieses Lied vor sich; denke an die Regeln, welche die gesunde Auslegungskunst vorschreibt, und nun lese man! Nun erkläre man! so wird man ein Gedicht kennen lernen, welches ich nicht mit Unrecht ein Meisterstück der hebräischen Dichtkunst nenne. Freylich aber wird man alsdenn kein geistliches Brautlied auf Christum und die Kirche, keine Weißagungen von Schicksalen der jüdischen

oder christlichen Kirche, sondern „die Pflicht eines „Frauenzimmers überhaupt eingeschärft finden, tu„gendhaft zu leben, denjenigen Lüsten, welche drei„ste Mannspersonen in ihr rege machen, zu gebie„ten, und eine Beherrscherinn ihrer selbst zu wer„den; und insbesondere die Pflicht eines verehlig„ten Frauenzimmers, eher königliche Gnade, kö„nigliche Pracht und Gemächlichkeiten zu verschmä„hen, als demjenigen untreu werden, mit welchem „sie sich vermählet hat.„

Ist dieser Grundsatz der Sittenlehre nicht wichtig genug? unwürdig, von einem göttlichen Dichter eingeschärft und besungen zu werden? — Ja, aber die eingewebten verliebten Ausdrücke? Diese waren, wenn der Dichter kein mattes, unzusammenhängendes Lied liefern wollte, zur Verzierung nothwendig! Indessen aber sind sie doch immer so eingewebt, daß sich nicht leicht jemand daran ärgern kann. — Und man bedenke doch, daß dieses Lied nicht gerade für uns empfindliche und nur schamhaft-scheinende Abendländer, sondern für den gleichgültigen Morgenländer geschrieben worden sey! Diejenigen, für welche es zunächst bestimmt war, zogen diejenige Lehre aus diesem Gedichte, welche der Dichter darinnen einschärfen wollte, ohne sich durch das lebhafte Kolorit im geringsten beleidigt zu finden. War es nun für den Morgenländer nicht beleidigend, verletzte es seine Schamhaftigkeit nicht, war es vermögend, seinen moralischen Character zu bessern: warum wollen wir an der göttlichen Eingebung desselben zweifeln, zumal, wenn man beweisen kann, daß es wenigstens schon im zweyten

Jahrhundert mit unter denjenigen Büchern gestanden, welche man für wahrhaftig göttlich hielt? Wer aber ja ein so zartes Gewissen hat, und das Lied für zu eitel hält, als daß die Gottheit selbst an dessen Ursprung unmittelbar Theil haben könne, so wird es doch immer sicherer seyn, diesen kleinen am wenigsten interessanten Theil der Bibel für ein menschliches Product zu halten, als die Feinde dessen, was göttlich ist, die Spötter der Religion, einen Fehlschluß auf die ganze Offenbarung machen zu lassen *).

Wir wollen es also für ein Lied halten, dessen Absicht es ist, den vorhin gedachten wichtigen Grundsatz der Moral einzuschärfen. Will man aber diesen darinnen finden: so muß man wissen, auf welche Art er vorgetragen werde.

Es legt der Dichter eine wahre Geschichte dabey zu Grunde, welche durch redende Personen hier vorgetragen wird. Die Hauptgeschichte und alle Nebenumstände derselben, welche theils klar in dem Liede liegen, theils nothwendig aus andern Umständen fließen, und welche man sich, wenn man das Lied verstehen will, dazu denken muß, will ich, um den Lesern dieses Liedes den Schlüssel dazu in die Hände zu geben, so, wie ich sie, wiewohl mühsam, entdeckt habe, an deren Richtigkeit ich aber nun

*) Hr. D. Semler in der Abhandlung vom Kanon, Th. II. und Hr. Hofrath Michaelis Or. Bibl. Th. III. S. 44. ff. erklären sich für das Letztere; doch Hr. Michaelis noch deutlicher und dreister, als Hr. D. Semler.

nun nicht mehr zweifle, in der natürlichen Folge hierher setzen:

Sulamith, ein gemeines aber schönes Mädchen, dessen Bestimmung es war, Gärten und Weinberge zu bebauen, verheirathete sich an einen Schäfer. Diesen Schäfer hatte Sulamith, seines wohlgebauten Körpers wegen, eben so lieb, als er sie. Sie beyde lebten vergnügt mit einander, so, daß sie außer dieser Verbindung kein größeres Vergnügen kannten. Salomo, der zwar schon ein sehr zahlreiches Serrail hatte, aber gleichwohl noch mehr Veränderung suchte, bekam diese junge Gattinn zu Gesichte, entdeckte die seltensten Vollkommenheiten an ihr, welche sie in seinen Augen würdig machten, eine königliche Beyschläferinn zu werden. Er gab ihr seine Liebe zu erkennen, und, um sie frey lieben zu können: so wieß er ihr eine Stelle in seinem Serrail an. Sulamith, von tugendhaftem Character, eine Feindinn unerlaubter Liebe, ihrem Gatten treu, schlug die Ehre, eine Nebengemahlinn des Königs zu werden, aus, und wünschte nichts mehr, als eine ewige Dauer derjenigen Verbindung, in welcher sie damals mit ihrem liebenswürdigen Gatten stund. Salomo, durch Sulamith, dieses Meisterstück der schöpferischen Natur, bezaubert, suchte seinen Endzweck, weil es durch bloße Schmeicheley nicht möglich war, durch gewaltsame Mittel zu erreichen. Er zog sie, diesen Gegenstand seiner buhlerischen Wünsche,

sche, wider ihren Willen, ins Serrail. Sulamith, weit von dem tadelnswerthen Character, ihrem Gatten untreu zu werden, entfernt, machte den König nichts weniger, als seiner Wünsche theilhaftig, sondern blieb gegen alle seine Liebeserklärungen taub; sehnte sich hingegen schmachtend nach ihrem mit Gewalt ihr entrissenen Freunde. Die Aeußerung dieser Sehnsucht macht den unerwarteten Anfang derjenigen Scene aus, welche der Dichter in diesem Liede aufführet. (Kap. I. v. 2. 3. 4.) Sie schlägt, um sich von den kühnen Händen des Königs loszureißen, ihre wahrhaftige Schönheit nieder, und erklärt sich für unwürdig, mit den königlichen Beyschläferinnen gleiche Rechte zu genießen. Nichts mehr als Schäferinn wollte sie heißen! (Kap. I. v. 5. 6. 7. 8.) — Salomo sucht ihr hierauf diesen Irrthum, als ob sie häßlich und seiner Liebe unwürdig wäre, zu benehmen, und erbietet sich, auch in Ansehung ihrer Kleidung dasjenige durch neuen königlichen Putz und Schmuck zu ersetzen, was ihr noch, um ein vollkommenes Muster der Schönheit zu seyn, fehlte. — Sulamith aber verstopfte auch hievor ihre Ohren, und denkt wieder an ihren verlassenen Liebling. (Kap. I. v. 13. 14.) Da aber Salomo (v. 15.) aufs neue ihre Schönheit auf den Thron hebt, so nimmt sie Salomons Worte, lehnet sie von sich ab, und wendet sie auf ihren Geliebten an. Hierauf stellt ihr Salomo (v. 17.) den Pracht seines Pallastes vor, der doch wohl schon allein ein hinläng-

licher Grund seyn könnte, sich dem Willen des Königs zu unterwerfen. Allein Sulamith erklärt sich (Kap. II. v. 1.) ihrer niedrigen Geburt wegen für unfähig, die Bewohnerinn eines königlichen Pallastes zu seyn. Salomo sucht ihr (v. 2.) auch dieses Vorurtheil dadurch, daß er ihr viel mehrere Vollkommenheiten beymißt, als er an seinen übrigen Maitressen bemerkte, welche doch ohne Bedenken in seinem Pallast wohnten, zu benehmen. Aber auch hiebey verstummt Sulamith, unterhält sich jederzeit mit lebhafter Empfindung gegen ihren Geliebten, Kap. II. v. 34.) und stellt sich, um von dem König unangefochten zu bleiben, krank, verlangt daher zur Ruhe gebracht und von ihrem Gatten eingeschläfert zu werden. (v. 5. 6.) Das erstere geschicht, sie schläft ein, und der König verläßt sie auf einige Augenblicke. — Da nun Sulamith im Schlummer lag, und so, wie sie sich wachend, sich ihrer bewußt, auf das lebhafteste mit ihrem Liebling unterhielt, träumete sie auch von ihm. Kurz darauf, nachdem Sulamith eingeschlafen war, trat Salomo wieder in das Zimmer. Die übrigen Maitressen, welche die Absichten des Königs, daß er wieder komme, leicht vermuthen konnten, wollten, sobald sie ihn ins Zimmer treten sahen, Sulamith aufwecken. Salomo aber, der es gern sahe, daß sich Sulamith durch einen Schlummer wieder erholte, war unwillig über die unverlangte Sorgfalt seiner Beyschläferinnen, und untersagt es ihnen ernstlich durch die Worte:

Ich beschwöre euch rc. (v. 7.) Diese Worte sagte Salomo, um seine Geliebte im Schlummer nicht zu stöhren, etwas leise, und folglich mit veränderter Stimme, und sogleich verließ Salomo wieder das Zimmer. — Sulamith, welche im Schlummer jemand reden hörte, und zwar nicht den Salomo, (weil Salomo, indem er leise sprach, eine veränderte Stimme annahm) glaubte, ihr Mann wäre um sie. Sie fuhr daher auf, da sie aber ihren Liebling nicht im Zimmer sahe, so sagte ihr ihre schlaftrunkene Einbildungskraft, er wäre doch wenigstens in der Nähe. (v. 8. 9.) Sie stellt sich ihn daher sehr lebhaft vor, auch sogar dasjenige, was er mit ihr sprechen werde, sobald er sich ihr würde genähert haben, (v. 10.) nämlich, der Frühling sey nunmehro eingetreten, es warteten schon alle diejenigen Arbeiten auf sie, welche ihr als Weingärtnerinn zukämen. Zu keiner Zeit wäre sie ihm und dem Felde unentbehrlicher, als eben jetzo; sie solle sich daher aufmachen und ihrer Bestimmung folgen. (v. 11. 12. 13. 14. 15.) Da aber Sulamith den Schlummer von den Augen gewischt hatte, und am Ende einsahe, daß ihr Geliebter nicht komme, so beruhigt sie sich damit, daß sie ihr Gatte wahrhaftig liebe, und ihr auch, von ihr durch das grausame Schicksal geschieden, treu bleiben werde, so, wie sie ihm. (v. 16.) Indessen hatte sie sich durch ihre Einbildungskraft einmal hinreißen lassen, und glaubte, ihr Mann müsse in der Nähe seyn, da sie ihn doch habe re-

den hören. Sie überdenkt daher, nachdem sie muntrer worden, alles, was ihr ihre täuschende Einbildungskraft eingeblasen hatte; entschloß sich, ihrem Liebling heimlich nachzusetzen, und wenn sie ihn, welches sie sehr zuversichtlich hoffte, würde angetroffen haben, mit sich nach Hause zu nehmen. (Kap. III. v. 1. 2. 3. 4.) — Sie that dieses, entlief aus dem Serrail, und setzte ihrem Manne nach. — Doch da sie aus dem Pallast des Königs hinaus war, so denkt sie denjenigen Worten, welche sie im Traum gehöret hatte, nochmals aufmerksam nach, und wiederholt sie (v. 5.) *). Sie ruft ihrem Freunde, und sucht ihn. Allein, ihre Bemühung war nicht nur vergeblich, sondern sie hatte noch überdies das Schicksal, weil sie, als ein Frauenzimmer, des Nachts zur ungewöhnlichen Zeit auf den Straßen herum lief, für eine verdächtige Weibsperson angesehen, von den Wächtern gefangen genommen und sogar von ihnen blutig geschlagen zu werden (Kap. V. v. 6. 7.) **). Da sie
sich

*) Daß dieses zween Züge sind, auf deren Entdeckung ich allein Anspruch mache, werden diejenigen leicht einsehen, welchen dasjenige, was über dieses Lied geschrieben worden, bekannt ist. Aber auch schon vorher werden diese noch manchen ihnen unbekannten Zug gelesen haben, der aber so, wie diese beyde, der Schlüssel zur richtigen Erklärung ist. Doch, hievon weiter unten.

**) Man muß wohl merken, daß dasjenige, was Sulamith (Kap. V. v. 2. 3. 4. 5. 6. 7.) erzählt, ihr nicht damals, oder kurz vorher, begegnet sey, sondern eben
jetzo

sich nun in ihrer Hofnung betrogen sahe, so hielt sie es für rathsam, gegen Anbruch des Tages wieder aufs Serrail zuzugehen. — Salomo, der sie wohl in seinem Serrail vermißte, und sich deßwegen kränkte, sich aber dadurch, da er sie sich ihm nähern sahe, wieder beruhigte, (Kap. III. v. 6.) äußert gegen seine übrigen Maitressen seine Verwunderung über die Fühllosigkeit der Sulamith bey seiner königlichen Pracht, daß auch dieser nicht einmal sie seinem Willen unterwerfen könne. (Kap. II. v. 7. 8. 9. 10. 11.) Da nun Sulamith wieder ins Serrail vor den König getreten war, so war er zu bescheiden, zu sehr durch ihren Reiz bezaubert, als daß er sie des Versehens wegen, daß sie ohne königliche Erlaubniß entlaufen, hätte bestrafen sollen; vielmehr bietet er allen Pracht der Worte seiner Sprache auf, um durch Schilderungen der Vollkommenheiten ihres Körpers, durch übertriebene Schmeicheleyen, sie zu besiegen. (Kap. IV. v. 1 bis 5.) — Sulamith aber lehnte alle diese Schmeicheleyen, deren sie sich unfähig erkannte, durch eine kurze und

jetzo. Sie erzählt nur unten dasjenige genauer, was ihr jetzo, da sie aus dem Serrail entlaufen war, aufstieß. Daß Sulamith (Kap. V. v. 2.) erzähle, was sich bey ihrer Entwischung aus dem Serrail zugetragen, hat man wohl eingesehen, wo aber diese Phänomene hin zu setzen seyn, hat man sich nicht zu bestimmen getraut. Meiner Meynung nach gehört diese für Sulamith so nachtheilige Geschichte zwischen v. 5. und 6. des 2ten Kap. Hiebey habe ich den Vortheil, das Lied verstehen zu können, da es außerdem ein unerklärbares Räthsel bleibt.

und zweydeutige Antwort von sich ab. (v. 6.) — Salomo setzt seine Schmeicheleyen von neuem fort, (v. 9. 10. 11.) beklagt sich endlich über ihre Sprödigkeit, (v. 12.) und stellt ihr vor, daß sie eine Mutter englischer Kinder werden würde, wenn sie ihm ihr Herz schenken wollte. (v. 13. 14. 15.) — Nun glaubte Sulamith, da Salomo schon so deutlich sprach, sey es Zeit, dem Könige zu sagen, was er sich von ihr zu versprechen habe. — Nicht er, sondern ihr Gatte, den sie zärtlich liebe, solle sie zur Mutter solcher fürtreflichen Kinder machen! (Kap. V. v. 16. 17.) — Da nun Salomo einsahe, daß seine Wünsche unerfüllt blieben, so verließ er Sulamith mit dem ihm sehr unangenehmen Gedanken: er müsse sich also bey dem, was er bisher genossen, beruhigen. (Kap. V. v. 1.) Indessen erzählt Sulamith in der Abwesenheit des Königs das, was ihr, da sie, um ihren Gatten zu suchen, aus dem Serrail entlief, begegnet war. (v. 2. 3. 4. 5. 6. 7.) — Endlich, ungedultig über den Verlust ihres Lieblings, beschwört sie die Maitressen des Königs, ihrem Manne, wo sie ihn ansichtig würden, zu sagen: Sie schmachte für Sehnsucht nach ihm! (v. 8.) — Nun wurden auch die Maitressen des Königs neugierig, diejenigen Vollkommenheiten zu kennen, durch welche sich ihr Geliebter vor andern Mannspersonen auszeichne? (v. 9.) Worauf sie Sulamith in dichterischem Geiste hiervon belehrt. (v. 10 bis 16.) Nun wurden die Maitressen auch

weit

weit begieriger, dieses Muster einer vollkommenen Mannsperson selbst zu sehen; sie verdachten es nun Sulamith weniger, daß sie bey einem solchen Gatten die Liebe eines buhlerischen Königs verschmähte; sie erboten sich sogar, ihn suchen zu helfen. (Kap. VI. v. 1.) — Kaum hatte ihnen Sulamith den damaligen vermuthlichen Aufenthalt ihres Lieblings entdeckt, (v. 2.) so sagt sie nochmals: daß er blos ihr zugehöre, und wenn er gefunden würde, er in ihre Armen geliefert werden müßte. (v. 3.) — Unvermuthet trat Salomo wieder vor sie, und versuchte es noch einmal, ob sich Sulamith ihm nicht ergeben wollte. Schon wieder schildert er ihre Schönheit, (v. 4 bis 10. Kap. VII. v. 2 = 8.) und endlich giebt er ihr seine verliebten Absichten so deutlich, als es noch niemals geschehen war, zu erkennen. (v. 9.) — Weil aber Sulamith dem König mit eben der Gleichgültigkeit und Gelassenheit zuhörte, welche er bisher gewohnt wurde, so verließ sie der König wieder. — Sulamith nun einsam, erklärte sich wieder aufs neue für ein rechtmäßiges Eigenthum ihres Gatten; (v. 10. 11.) und weil sie merkte, nunmehr einen Sieg über den König erfochten zu haben, und ferner keine ihr so verhaßte Liebeserklärung mehr von dem König erwartete: so fordert sie ihren ihr entrissenen Freund in der Ferne auf, mit ihm aufs Feld zu gehen, und ihrer beyderseitigen Bestimmung zu folgen. (v. 12. 13. 14.) Weil aber Sulamith wenig Hoffnung vor sich sah, ihren

ren Geliebten in der Nähe zu sehen, und von ihm abgeholt zu werden; so suchte sie sich zu demjenigen Glücke selbst zu verhelfen, nach welchem sie sich bisher schmachtend, wiewohl vergeblich, sehnte. — Sie entlief wieder aus dem Serrail *), suchet ihren verlohrnen Freund, (Kap. VIII. v. 1. 2.) und wünscht, wieder mit ihm vereinigt zu werden. (v. 3.) Indem sie aus dem Serrail heraus war, so fielen ihr wieder die Worte bey, die sie oben im Schlummer gehört hatte, (v. 4.) geht tiefdenkend der ihr so erwünschten Beute nach, und endlich, des Suchens müde, setzt sie sich unter einen Apfelbaum, nimmt sich vor, ihrem Gatten durch das lebhafteste Andenken an ihn und die feurigsten Wünsche so bange zu machen, bis er zu ihr käme und sie aus Salomons Augen fortführe, oder — ihn gleichsam zu sich zu bannen (v. 5. in der Mitte). Da sie aber endlich auch des Wünschens und der verzehrenden Sehnsucht müde war: so überdachte sie die Gefahr, welcher eine Schöne in der Blü-

the

*) Dieses ist wieder einer derjenigen Züge, welche bisher noch von keinem bemerkt worden, welcher aber zum Verstande des von dem Gedichte noch übrigen Theils nothwendig ist. Nehmen wir dieses nicht an, so sehe ich gar keine Entwickelung der ganzen Scene ein. Daß dieses bisher nicht bemerkt worden ist, war die Ursache, warum ich anfänglich (ehe ich auf diesen Zug verfiel) dieses Lied, eben, weil mir die Entwickelung ganz zu fehlen schien, bey weitem nicht für so schön hielt, als wofür ich es jetzo öffentlich erklären kann. Der erste und zweyte Vers des 8ten Kapitels bestätigt meine Vermuthung augenscheinlich.

the ihrer Jahre ausgesetzt sey, wie viel es koste, gegen Liebkosungen einer dreisten Mannsperson taub zu seyn, und nicht ein Opfer unerlaubter Liebe zu werden. (v. 8. 9. 10.) Sie wundert sich, daß sich Salomo bey seinem zahlreichen Serrail nicht beruhigen, und auch noch sie ihrem Gatten entreißen wolle. (v. 11. 12.) Da Sulamith sich mit diesen Gedanken unterhält, redet sie auf einmal ihr erwünschter Liebling, der sie von ferne sahe, und sich auf der Seite herbey schlich, an. (v. 13.) Sulamith, halb betäubt, halb für Freude außer sich, hielt nichts für sicherer, dieses Glücks, wornach sie sich bisher schmachtend sehnte, auf immer genießen zu können, als die Flucht. Sie spricht: **Fleuch, mein Liebling, auf Gewürz duftende Berge!**

Dies ist die ganze Kette der Gedanken, oder der historischen Umstände, welche theils ausdrücklich, theils versteckt in dem Liede liegen, und welche man nothwendig wissen muß, wenn man dasselbe verstehen lernen will.

Nun frage ich die Leser, doch besser alsdenn erst, wenn sie nach dieser meiner Vorstellung das Lied selbst gelesen haben, ob es nicht der Ueberschrift vollkommen entspreche? Ob es mit Unrecht fürtreflich heiße? Ob der oben von mir ausgezeichnete Grundsatz der Sittenlehre, sonderlich dem sinnlichen Morgenländer, auf eine andere Art deutlicher und eindringender hätte eingeschärft werden können, als es hier geschehen ist? Und ob man es wirklich anstößig nennen dürfe?

Nun

Nun aber werden die Leser wieder mich fragen, ob wohl Salomo Verfasser dieses Liedes seyn könne? Dies ist die Frage, welche auch Herr Ritter Michaelis *) dem Herrn Consistorialrath Jacobi, in Zelle, da er dessen gewiß sehr artige Schrift, welche ohne Zweifel die erste brauchbare und vernünftige über dieses Lied ist, beurtheilet, vorgelegt hat. Ich kann nicht leugnen, daß ich mich lange nicht davon habe überzeugen können, weil ich so wenig, als Herr Hofrath Michaelis, glauben konnte, daß Salomo auf sich selbst und auf sein Serrail eine so schimpfliche Satyre sollte verfertiget haben; daß sich ein König, und zwar Salomo, der Glücklichste jenes Menschenalters, dessen Macht und Weisheit Könige auswärtiger Nationen bewunderten, so sehr hätte herunter lassen, ein Sclav einer Schäferinn werden, und dieses jedem seiner niedrigsten Unterthanen ohne Rückhalt hätte sagen sollen.

Herr Prof. Anton **) hält diese Schwierigkeit für minder wichtig, und sucht sie dadurch zu heben, daß er S. 25. sagt: „Wenn ihm (dem König) die That selbst „keine Ehre macht: so macht ihm dieses Ehre, daß er „seine Thorheit erkannt, und die Tugend der Sulamith, „die ihn verschmähete, gerühmet hat. Kann man die„se Großmuth nicht von jedermann erwarten: so ist sie „doch von denen zu vermuthen, die, von Gott selbst be„geistert

*) In der oriental. und exegetisch. Bibliothek, Th. I. S. 155.

**) In der poetischen Uebersetzung des hohen Liedes Salomonis, in dem Sylbenmaße des Originals. Leipzig, 1773.

„geistert, sich nicht schämten, ihre Vergehungen der „Welt und der Nachwelt zu gestehen, wie David in den „Psalmen, wo er seine Sünden bekennt, und Moses in „seiner Geschichte thut.„ — Ich weiß nicht, ob damit die Schwierigkeit gehoben ist! Hierinnen sehe ich nichts wahrhaftig Großmüthiges, daß Salomo dieses sein unanständiges und sein gesalbtes Haupt schändendes Betragen dem Pöbel vorsingt. Dieses Versehen demjenigen in der Stille abzubitten, den er dadurch beleidiget hatte, war schon genug; schlechterdings unanständig aber war es, dem niedrigsten Unterthan auch noch diejenigen Kleinigkeiten zu erzählen, welche jenem vielleicht noch unbekannt waren. Herr Anton scheint also zu glauben, Salomons Absicht bey Verfertigung dieses Liedes sey zugleich gewesen, der Welt und der Nachwelt seine Vergehungen zu gestehen. Allein, alsdenn weiß ich mich nicht zu retten; denn ist die Schwierigkeit, welche man doch verscheuchen will, noch unendlich größer. Salomo wollte doch wohl seine Vergehungen nicht blos dem Volk erzählen, sondern ihm ohne Zweifel auch seines gegebenen Aergernisses wegen anständige Abbitte thun? Von letzterem aber finde ich im ganzen Liede nicht die geringste Spur. Und warum hat er also dem Volk seine Schande vorgesungen?

Will man, wie ich anfänglich that, das Lied dem Salomo absprechen, und einen andern Verfasser annehmen: so giebt es wieder neue Schwierigkeiten; Schwierigkeiten, welche größer sind als jene, welche man hierdurch heben will. Einmal ist die Ueberschrift dieser Ausflucht gänzlich zuwider, und sie läßt sich, ohne dem Sprachgebrauch Gewalt anzuthun, nicht anders erklären, als daß Salomo Verfasser dieses Liedes sey. Will man die Ueberschrift für unterge-

schoben halten: so hat man keinen Grund darzu, und die Alexandrinische Uebersetzung lehret, daß sie schon damals, folglich über drittehalb-hundert Jahre vor Christi Geburt, existirt habe. Eine andere Schwierigkeit ist diese: Sollte es wohl ein anderer mit Salomo gleichzeitig lebender Schriftsteller haben wagen dürfen, die Schande des Königs aufzudecken? War dieser kein Prophet: so hatte er ohnehin kein Recht darzu, und ein so voreiliges Unternehmen würde ihn ohnfehlbar sein Leben gekostet haben. Und endlich, mit welchem Rechte hätte man wohl dieses Lied den göttlichen Büchern zuzählen können? Hat aber das Lied einen Propheten zum Verfasser, und war er Willens, den Salomo dadurch zu bessern: so behaupte ich, er habe seinen Endzweck nicht erreicht, habe ihn auch auf solche Art nicht erreichen können. Und — wer hat wohl je einen einzigen Zug in dem Liede gefunden, aus welchem man eine solche Absicht vermuthen könnte? —

Es bleibt also kein anderer Verfasser des Liedes übrig, als Salomo. Wollen wir einsehen lernen, in wieferne dieser König dasselbe habe schreiben können, und in wieferne er seiner Ehre, als König, dadurch nichts vergeben habe: so müssen wir nur die Hauptabsicht dieses Liedes erwägen. — Salomo wollte von den Pflichten der Verehelichten reden, und die Treue, welche diese einander schuldig sind, einschärfen. Dies konnte er nun nicht besser, als wenn er ein gewisses standhaftes und ihrem Gatten treues Frauenzimmer zum Muster aufstellte, welchem von einer Mannsperson sehr nachgestellt und zum Ehebruch verführt werden sollte. Je größere Vollkommenheiten sich nun entweder in Ansehung des Körpers, oder in Ansehung des Standes, sich in derjenigen Mannsperson, welche das Frauenzimmer zur Untreue

verleiten wollte, vereinigten, und je fühlloser und standhafter dieses diesen gefährlichen Fallstricken auswich, ein desto geschickteres Muster der Standhaftigkeit und Treue war sie, und desto glücklicher, desto lebhafter, desto eindringender konnte Salomo durch Vorstellung eines solchen Musters jene seltne Tugend einschärfen. Er stellt daher ein junges, schönes, verehlichtes Frauenzimmer vor, welches nicht etwa ein armer von der Natur mit wenig Reiz beschenkter Schäfer, sondern ein König, und zwar der größte des damaligen Zeitalters, er, Salomo selbst, von ihrem Gatten abspenstig und sie zur Ehebrecherinn machen wollte. Dadurch nun, daß diese tugendhafte Schöne sich auch nicht einmal durch königlichen Glanz blenden und durch die übertriebenen Schmeicheleyen dieses Fürsten hinreißen ließ, wurde sie das vollkommenste Muster derjenigen Treue, welche Verehlichte einander zu erweisen schuldig sind. Und deßwegen konnte auch Salomo durch sie seine moralische Absicht, als Sitten bessernder Dichter, am glücklichsten erreichen.—Dieses also brachte Salomo Ehre, daß er die Pflichten der Verehlichten einschärfte. Aber brachte ihm dieses nicht auf der andern Seite wieder Schande, daß er die Rolle eines Verführers, eines Asmodi selbst spielte? — In gewisser Rücksicht konnte es für Salomo nicht nachtheilig seyn. Es war vermuthlich dem Pöbel diese Scene schon bekannt. Um sich nun bey diesem über Verachtung und nachtheilige Schwätzereyen hinauszusetzen, schlug er einen Weg ein, auf welchem man den Salomo als einen klugen Politiker kennen lernet. Ich zweifle nicht im geringsten daran, weder daß alles dasjenige, was in diesem Liede erzählt wird, geschehen sey, noch daß Salomo würklich Willens gewesen, diese Schäferinn zur Untreue zu verführen. Weil er nun aber sahe, daß schon der

Pöbel davon rede, und dieses sehr nachtheilig für den König auslegte, so verbot er nicht etwa, daß niemand davon reden solle. — Denn alsdenn würde er seine Schande erst recht blos gegeben haben. — Nein, sondern er will es gar nicht verschwiegen haben, er erzählt die ganze Scene selbst, warum aber? — um bey dem Volk das Ansehen zu bekommen, als sey es ihm nie in den Sinn gekommen, dieses Frauenzimmer zu verführen, als sey er nie Willens gewesen, sie zur Ehebrecherinn zu machen; sondern als habe er blos die Treue dieses ihm sonst tugendhaft scheinenden Frauenzimmers auf die Probe stellen und sehen wollen, ob er unter seinen Unterthanen auch wahre Verehrer der Tugend finde, und ob sie dasjenige Muster der ehelichen Treue sey, welches er bisher noch immer vermißte, und welches er andern zur Nachahmung vorstellen könne. Und gewiß, wenn Salomo so frey von diesem Auftritt sprach und nichts verheimlichte, so mußte das Volk auf den Verdacht fallen, Salomo habe dieses Frauenzimmer nicht verführen, sondern nur auf die Probe stellen wollen. Auf diese Art kann man ohne Bedenken glauben, daß Salomo Verfasser dieses Liedes sey, ohne befürchten zu dürfen, daß es unwahrscheinlich werde. Ja, ich behaupte, die Bekanntmachung dieser Geschichte habe dem König mehr Ehre gebracht, als die That selbst, gesetzt, seine Absicht wäre auch blos gewesen, die Treue der Sulamith auf die Probe zu stellen. Nun finde ich also keine Schwierigkeit mehr! Nun kenne ich den Salomo als Verfasser dieses fürtreflichen Liedes! Nun ist mir alles dasjenige klar, was man bisher für räthselhaft hielt!

Das Hohe Lied Salomons.

Das erste Kapitel.

1. Salomons fürtreflichstes Lied.

Sulamith.

2. Möchte er mich doch küssen! a) —

Deine

a) Dieser Anfang des Liedes wird so lange dunkel bleiben, als man sich diejenigen historischen Umstände, welche ich oben in der Einleitung erzählt habe, nicht darzu denkt. Nämlich Sulamith, welcher wir diese Worte in den Mund legen müssen, war nunmehr in dem ländlichen Lusthause des Königs. So bange es ihr war, durch Salomo in große Versuchung zu kommen: so hielt sie es doch für leichter, eine Siegerinn über diesen König zu werden, als, auch nur wenige Stunden, von ihrem Gatten geschieden zu seyn. Der erste Gedanke, welcher ihr entfährt, verräth eine schmachtende Sehnsucht nach ihrem verlassenen Freund, welche sie durch den Wunsch, von Ihm umarmt zu werden, äußert. — Ich sehe daher nicht ein, warum auch die neuesten Uebersetzer und Erklärer dieses Liedes so gleichgültig übersetzen: „Mich wird er küssen mit

„seinem

Deine b) Liebe ist besser als Wein. c)

3) Und

„seinem Munde.„ Man läßt also die Sulamith hier hoffen, welches sich doch zum Ganzen schlechterdings nicht schickt! Sie wünscht es vielmehr! Wünsche waren dem damaligen Zustand der Sulamith angemessen, nicht aber Hoffnung! Denn diese schien ihr verschwunden zu seyn. Und der im Original befindliche Zusatz: „mit seinem Munde,„ oder vielmehr: „mit Küssen seines „Mundes,„ ist ganz orientalisch; ein Zusatz, welcher abendländischen Ohren unerträglich ist. Wollte man ihn ins Deutsche übertragen: so bin ich nicht gut dafür, daß nicht jemand fragen möchte, mit welchem Theil des menschlichen Körpers, außer dem Mund, man denn sonst küsse?

b) Diejenige Person, welche sich Sulamith V. 2. als abwesend dachte, und nach welcher sie sich sehnte, ist von derjenigen, welche sie jetzo anredet, nicht verschieden. In beyden Versen meynt sie ihren Geliebten. Eine solche Abwechselung der Personen erlaubt sich ein in Affect versetzter morgenländischer Dichter sehr häufig. Es ist also hier diese Abwechselung der Personen: **Er, Dein,** um so viel passender, je wahrscheinlicher sich vermuthen läßt, daß Sulamith eben damals, da sie dieses sprach, betäubt und in den größten Affect versetzt gewesen.

c) „**als Wein.**„ Dieser Vergleich klang mir, so lange ich eine Erläuterung desselben, auch in den neuesten Auslegern, vergeblich suchte, sehr matt. Wein ist wohl eines der fürtreflichsten Producte unsrer fruchtbaren Erde, allein beziehungsweise viel zu schlecht, als daß Sulamith die Liebe ihres Freundes damit hätte vergleichen können. Ich konnte auch nicht einsehen, wie Sulamith gerade auf Wein verfalle? — Man denke doch nur an Salomons Weine: so wird der Ausdruck dasjenige werden, was man hier erwartet! Ohne Zweifel hat Salomo dieser seiner Schönen, sobald er sie in seinem Landhause hatte, die ausgesuchtesten Speisen und kostbarsten Getränke vorsetzen

lassen

3) Und Duft fürtreflicher Oele. d)

Du

lassen, um ihr ihren Aufenthalt in demselben recht angenehm zu machen. Und vermuthlich hat er sie mit kostbaren Weinen weit mehr überhäuft, als mit andern Leckerspeisen, theils deßwegen, weil sie als Schäferinn wenig Wein getrunken haben mag, theils aber auch, um sie zu berauschen, und also seinen Endzweck desto leichter zu erreichen. Sulamith bekam also viel Wein zu trinken: und nun sehen wir ein, wie sie von Wein sprechen kann. Sie will also sagen: „Deine Liebe ist mir bey weitem schätzbarer, als die fürtreflichen Weine, mit welchen man „mich im Serrail berauscht.„ Oder kurz: „Deiner Liebe, welche rechtmäßig ist, setze ich sogar die Liebe eines „Königes nach.„

d) Luther übersetzt: „Daß man deine gute Salbe rieche.„ — Einen offenbar verstümmelten Text konnte er auch nicht besser übersetzen. Wo bleibt der Zusammenhang? Wegen des Ausdrucks: Salbe, welcher freylich hier zu schlecht ist, und einen leicht an eine Apotheke erinnern möchte, mache ich Luthern keinen Vorwurf. Vielleicht war er zu Luthers Zeit den deutschen Ohren nicht so auffallend, als er es heutiges Tags ist. — Der Herr Professor Anton übersetzt: Wie süß ist deines Balsams Duft. Allein, von der Süßigkeit finde ich im Original nichts. Und Balsam stehet auch nicht da. Der Balsam hat im Morgenlande andere Namen, als derjenige ist, welchen Er hierdurch richtig übersetzt zu haben glaubt. Endlich: Wie süß ꝛc. Diese Uebersetzung läßt sich auf keine Weise, nicht einmal durch eine conjecturirte Variante rechtfertigen. — Einer andern und meiner Ueberzeugung nach, richtigern Leseart zufolge, glaubte ich dem Zusammenhang gemäßer übersetzen zu müssen: „Und „Duft fürtreflicher Oele.„ — Bey Gastmahlen, oder überhaupt, wenn man frölich seyn wollte, begoß man sich mit wohlriechenden Oelen oder Wassern. S. Plinius in s. Naturgesch. B. 6. Vergl. Amos Kap. VI, v. 6, wo von dem Propheten denjenigen, welche Wein aus vollen Bechern trinken, und sich mit kostbaren Oe-

Du hauchest bessres Oel! e)

Darum

len begießen, d. i. in beständigen Lustbarkeiten und Schwelchereyen leben, das Wehe zugerufen wird. — Psalm 23, 5. „Beträufelst mit Oele mein Haupt.„ d. i. du heiterst mich auf, machst mir Freudentage. Auch könnte man 2 Sam. 12, 20. hieher rechnen. — Hier in unsrer Stelle versteht nun Sulamith wieder die königlichen Oele, mit welchen man sich, weil alle Tage am Hofe des Königs Freudentage waren, täglich begoß. Sie will also hiermit, so wie mit der vorhergehenden letzten Hälfte des zweyten Verses, sagen: „Wie gerne „wollte ich alles Vergnügen und alle Lustbarkeiten am „Hofe des Königes missen, wenn ich nur wieder bey Dir „wäre!

e) Hier scheine ich vielleicht die Worte des Originals zu sehr verlassen zu haben. Hätte ich wörtlicher übersetzen wollen: so würde die Uebersetzung nicht deutsch, sondern hebräisch gewesen seyn, und würde noch einer Erklärung bedurft haben. Luther übersetzt: „Dein Name ist eine „ausgeschüttete Salbe.„ und Herr Professor Anton: „Du, du bist ausgeschütteter Balsam.„ Die Wiederholung des Du ist überflüßig, und ohne Zweifel deßwegen gebraucht worden, um das in der Urschrift stehende zwosylbige Wort auch im Deutschen durch zwo Sylben auszudrücken, wovon ich aber die Nothwendigkeit gar nicht einsehe. Hernach: ausgeschütteter Balsam! Das ausgeschüttet ist nicht nur kein schöner, sondern in einer solchen Verbindung unanständiger Ausdruck. Man siehet wohl leicht, was man dadurch sagen wolle, nämlich ausgeschütteter Balsam duftet weit stärker in einem Zimmer umher, als wenn er, in ein Gefäß eingeschlossen, durch eine kleine Oefnung ausdunstet. Ohne Zweifel aber schüttete man bey Hofe die kostbaren Oele ebenfalls aus, und begoß sich damit. Und folglich sehe ich hier keinen Vorzug ein, den sie ihrem Manne hier geben will. Und fürtrefliches Oel behält seinen Werth, es sey in ein Gefäß eingeschlossen, oder in eine flache Schaale ausgegossen. — Endlich ist auch der Sprachgebrauch dem ausgeschüt-

Darum liebten dich mannbare Jungfrauen. f) —
4. Ent-

geschütteten zuwider, ob man gleich in den gemeinen fehlerhaften Wörterbüchern Beweise dafür zu finden meynet. — Wir müssen daher hier an kostbareres Oel denken, als dasjenige war, dessen man sich am königlichen Hofe bediente. — **Du hauchest bessres Oel.** Nach wohlriechenden Dingen riechen und anmuthig oder reizend seyn, sind Redensarten, welche in diesem Liede mehr als einmal als synonymisch gebraucht werden, so, wie: **sich damit begießen** oder **beräuchern**, hier nichts anders heißet, als, sich durch Kunst diejenige Anmuth geben, welche einem die Natur versagt. — Was will also Sulamith sagen? — **An Dir, mein Freund, finde ich mehr Reiz, als an dem buhlerischen König.**

f) „**Du, von den Dirnen geliebt,**„ übersetzt Herr Professor **Anton.** Allein, hier erwartet man eben keine Anrede. Am wenigsten aber verstatten die in der Urschrift stehenden Worte eine solche Uebersetzung. Und — **Dirnen** möchte ich hier ebenfalls nicht setzen. Wir denken uns doch immer unter Dirnen schlechte, niederträchtige und verhurte Weibspersonen. Aber von diesen geliebt zu werden, ist keine Ehre. Der Schäfer würde sich dabey beleidigt gefunden haben. **Jungfrauen** schicken sich besser hieher. Aber ohne ein Beywort wollten sie mir doch auch nicht gefallen, es klang mir zu hinkend. Das **mannbare** macht den Ausdruck tonvoller, und wenn es gleich nicht ausdrücklich im Original stehet: so bedeutet doch dasjenige Wort, welches ich durch **Jungfrauen** übersetzt habe, blos solche, welche mannbar sind. Folglich ist der Zusatz weder ganz überflüßig, noch willkührlich. — Ferner: **Es liebten dich,** nämlich ebemals. Nicht: „**es lieben dich.**„ Denn hierüber würde Sulamith unzufrieden gewesen seyn. — **Dein Reiz, deine Anmuth** ist unendlich größer, als der Reiz des Königs. Kein Wunder, daß tausend Jungfrauen vereinigte Blicke auf dich warfen, damals, da ich noch nicht so glücklich war, deine Gattinn zu seyn. — Dis sind Sulamiths zärtliche Gedanken.

4) Entführe mich! — Laß uns entlaufen! g) (Nun bald führt mich in sein Gemach der König.) h) — Jauch-

g) **Entführe mich!** Luther übersetzt: Zeuch mich dir nach: so laufen wir. Wunderbarer Gedanke! Herr Prof. Anton: **O führe mit dir mich.** Dabey macht er die Anmerkung: **Er wollte sie also verlassen.** Noch wunderbarere Vermuthung! Der Schäfer liebte die Sulamith wohl zu zärtlich, als daß er sie hätte verlassen sollen. Und **warum** hätte er sie denn verlassen sollen? Wodurch hatte sie ihn denn beleidiget? Und endlich, wie hätte er sie denn verlassen können? Sie **war** ja schon verlassen. Allein, durch die verführerischen Hände des Königs! Sie konnte also nicht erst verlassen werden. — Die Schäferinn will vielmehr sagen: Komme, du mir entrissener Freund, und führe mich aus diesem verabscheuten Serrail heraus, aufs Feld zu deinen Heerden. Die folgenden Worte: **Laß uns entlaufen!** verstatten hier schlechterdings keinen andern Sinn.

h) Hr. P. A. übersetzt: Doch führt mich in sein Gemach der König. Dies verstehet er ohnfehlbar also: Indessen, wenn mich Salomo ja noch seinem Willen unterwerfen und besiegen sollte, so ꝛc. Allein, wo bleibt die Verbindung? die Folge der Gedanken? Sulamith befürchtete dieses nicht. Sie war auf ihre Standhaftigkeit stolz. Sie wußte, daß sich Salomo ganz vergeblich um sie bemühe. Dies siehet man auch aus ihrem Bezeigen unten, da Salomo schon alle mögliche Mühe angewendet hatte, sie zu gewinnen. Und hier, da Salomo noch kein Wort zu ihr gesprochen hatte, — wir müssen es uns wenigstens so vorstellen — sollte die unüberwindliche Schäferinn schon den Fall gesetzt haben: **Wenn** sie Salomo ja besiegen sollte ꝛc.? — Wie unwahrscheinlich! Nein! Sulamith will vielmehr sagen, **warum** ihr Freund kommen, und sie aus dem Serrail entführen sollte, eben jetzo sey sie wahrscheinlicher Weise in Gefahr, von dem Könige, obgleich nicht besieget, doch auf eine ihr unangenehme Art angefochten zu werden. Vermuthlich gieng es damals, da sie dieses sagte, auf den Abend oder die Nacht los, und nun

Jauchzend wollen wir an dir uns vergnügen, i)

An

nun befürchtete sie die unbilligen Forderungen und Zumuthen des Königs. Diese will sie gar nicht anhören, und deßwegen wünscht sie von ihrem rechtmäßigen Freunde entführt zu werden. **Entführe mich — denn nun bald** ꝛc. Diese drey Wörtchen erfordert der Zusammenhang nothwendig, ob sie gleich in der Urschrift nicht ausdrücklich stehen.

i) Wenn man hier nicht dichterisch denkt, sich nicht in denjenigen Grad des Affects versetzt, in welchem sich damals Sulamith befand: so wird diese Zeile unerklärt bleiben. Bey dem ersten Blick glaubt man, Sulamith wolle sagen: **Wir**, nämlich ich und der König, wollen uns an dir vergnügen, und so versteht es auch Herr Prof. Anton. Er sagt in einer Anmerkung: „So will ich und der König, „den ich durch die beständige Erwähnung deiner Vorzüge „darzu nöthigen werde, mich auch in deiner Abwesenheit, „deiner liebenswürdigen Eigenschaften freun.„ Dieser Gedanke siehet aber dem Character der Sulamith nicht im geringsten ähnlich. — Daß hier auch Salomo, auf Zureden der Sulamith, sich über dem Schäfer freuen, und seine Vollkommenheiten bewundern soll, würde eine Ehre gewesen seyn, auf welche der Schäfer gar nicht Anspruch machen konnte. Ich sehe auch nicht ein, wie dieses der König nur gekonnt habe. Und wäre auch der Schäfer ein Engel gewesen: so würde er doch in den Augen des Salomo ein sehr gleichgültiges Geschöpf gewesen seyn. Nur Engel aus dem andern Geschlechte gefielen ihm! — Hernach — macht man die standhafte Schäferinn bey einer solchen Vorstellung schon zu einer halben Sclavinn des buhlerischen Königes. Man stellt sich dieselbe schon halb in seinen Armen vor. Beleidigung für diese tugendhafte Schöne! — Bey dem **wir** dürfen wir an nichts anders, als an das treue Schäferpaar denken: Ich und du, mein Freund, wollen, wenn du mich wieder in die Freyheit gesetzt haben wirst, jauchzen, und uns an dir vergnügen. Das letztere fällt auf. Sulamith redet nur allein, und bedient sich doch der mehrern Zahl? Ohne

Zwei=

An deine Liebe mehr denken, als an Wein, k)
Du, der Redlichen Liebling. l)

5. Schwarz m) bin ich, wie Kedarische Hütten, Jeru=

Zweifel ist der Affect die Ursache dieses grammatikalisch=unrichtigen Ausdrucks. Zunächst vorher mußte sie in der mehrern Zahl reden: Wir (ich und du). Nun, da sie von sich allein reden will, behält sie die mehrere Zahl bey. Auch ließ sich diese Redensart sonst noch auf andere Art rechtfertigen, und so verstehen: Wir wollen jauchzen und frölich seyn. Du aber allein wirst der Grund unsrer beyderseitigen Freude seyn. Man greife nun zu diesem oder zu jenem: so müssen wir uns in beyden Fällen diese Verbindung denken: Entführe mich, bringe mich, da ich jetzt einem mir unangenehmen Auftritt entgegen sehe, aus dem eingeschlossenen Serrail in Freyheit. Denn wollen wir dasjenige Vergnügen, nach welchem ich mich bisher vergeblich sehnte, ewig genießen.

k) d. i. dich und deine Liebe wieder genießen zu dürfen, würde mir so schätzbar und der Verlust königlicher Lustbarkeiten so gleichgültig seyn, daß ich an diese nie wieder denken, vielweniger mich wieder darnach sehnen werde.

l) oder: Jeder Redliche muß dir gewogen seyn. Sie will sagen: Wenn ich deine Liebe jedem andern reizenden Gegenstand vorziehe: so handle ich gerecht. Jeder, dem ein redliches Herz in seinem Busen schlägt, würde keine andere Wahl treffen können. — Herr Prof. Anton übersetzt: „Du, von Rechtschaffenen geliebt.„ Er und ich entfernen uns folglich gleich weit vom Ausdruck des Originals. Eine Abweichung, welche ich hier für sehr zulässig halte.

m) Eine Stelle, welche, meines Wissens, bis auf den heutigen Tag noch von keinem Ausleger dieses Liedes verstanden worden. Luther übersetzt: „Ich bin schwarz, aber „gar

Jerusalems Jungfrau'n aber schön, wie Salomons
Zelte.

6. Mir

„gar lieblich, ihr Töchter Jerusalem, wie die Hütten Kedar, wie die Teppiche Salomo." Mit weniger Veränderung Herr Prof. Anton: „Schwarz bin ich, aber „schön, ihr Schönen Jerusalems, wie Kedarische Zelte, „schwarz, wie Tapeten Salomons schön." — Welcher Kontrast! „Ich bin schwarz, aber schön!" Ein schwarzes Frauenzimmer, d. i. ein solches, welches eine schwarze Haut hat, ist, wenn ich meinem Geschmack trauen darf, nicht schön, und vielleicht stimmt mir hierinnen ein jeder bey. Wie albern hätte also hier Sulamith ihre Schönheit vertheidiget! Hätte sie dieses letztere thun wollen: so hätte sie das erstere, daß sie schwarz sey, leugnen müssen. Handelte sie aber in diesem Fall wider den Augenschein: so war ohne Zweifel ihre Apologie, wo nicht lächerlich, doch fruchtlos. — Indessen, wenn wir die Worte des Originals so lassen, wie sie gegenwärtig dastehen: so können sie weder anders übersetzt, noch erklärt werden. — Die Hauptfrage, welche nothwendig hier aufgeworfen werden muß, und deren richtige Beantwortung bald die Entscheidung geben wird, ist: Will Sulamith in diesem Vers ihre Schönheit vertheidigen und auf den Thron heben, oder will sie dieselbe herunter setzen? Das erstere glauben, wie ich mich erinnere, alle Ausleger. Herr Prof. Anton sagt in einer besondern Anmerkung: „Die Schönen Jerusalems, die im Pallaste des Königs „waren, müssen wohl mit Verachtung auf ihre ländliche „Schönheit herabgesehen haben, weil sie dieselbe gegen „sie vertheidiget." Er nimmt also als ausgemacht und unumstößlich gewiß an, daß Sulamith ihre Schönheit hier habe vertheidigen wollen. Allein, 1) hätten es wohl die übrigen Maitressen des Königes wagen dürfen, diesen Augapfel des Salomo nur durch Eine Miene, oder durch Ein Wort zu beleidigen? 2) Nimmt man an, die königlichen Maitressen hätten die Schäferinn für unschön und häßlich erklärt: so hatten sie gewiß Grund darzu. Will man sagen, sie hätten es aus Neid oder Jalousie gethan: so kann ich nicht glauben, daß sie so offenbar hätten lügen

gen und dem Augenschein zuwider reden sollen. Wollten, oder vielmehr, durften sie tadeln: so fanden sie vielleicht Stoff an ihr, ohne daß sie die Schönheit der Schäferinn anzufechten Ursache hatten. Schön war Sulamith ohne Zweifel, und vielleicht schöner, als alle Maitressen des Königs. Dies sagt Salomo Kap. 6, 8. 9. selbst. Wie ist es also möglich, denen Maitressen eine so unverzeihliche Unverschämtheit zur Last zu legen! 3) Gesetzt, die Maitressen hätten gleichwohl die Schönheit der Schäferinn herunter gesetzt: so kann ich es mit dem sanftmüthigen und stillen Character derselben, den ich an ihr entdeckt habe, nicht reimen, daß sie sich dargegen sollte vertheidigt haben. Dies würde vielmehr die Art eines solchen Frauenzimmers seyn, welchem die Natur wahren Reiz und Schönheiten versagt hat, und welches, wenn es sich gegen dergleichen Vorwürfe und Verkleinerung nicht vertheidiget, die Hoffnung aufgiebt, einen Liebhaber zu bekommen. Es ist daher 4) auch deßwegen unwahrscheinlich, daß sie hier ihre Schönheit vertheidigen wolle, weil eben ihre Schönheit der Grund desjenigen Schicksals war, welches sie beseufzte. Sollte man nicht eher erwarten, sie setze hier ihre Schönheit selbst herunter? Ohne Zweifel war sie gegen die schöpferische Natur undankbar, daß sie zu viel Schönheiten, zu viel Reiz bey ihr verschwendet hat. Mit weit geringerm Reiz würde sie zufrieden gewesen seyn, weil sie alsdenn der Gefahr, buhlerische Nachstellungen und Ausfälle zu leiden, nicht ausgesetzt war. — Und gerade dieses, welches man hier erwartet, finde ich in dieser sonst sehr paradox scheinenden Stelle.

In den vier ersten Versen äußerte die Schäferinn ihre Sehnsucht nach ihrem ihr entrissenen Freund in einem sehr affectvollen Ton. Indessen vermindert sich der Affect, und sucht vielleicht dadurch, daß sie ihre Schönheit herunter setzt, los zu kommen. **Schwarz bin ich**, spricht sie, **wie Kedarische Hütten, Jerusalems Jungfrauen aber schön, wie Salomons Zelte.** Ich sehe nicht ein, wie sich Salomo in mich verlieben und mich den Schönen Jerusalems, denen ich nicht an die Seite gesetzt zu werden verdiene, gar vorziehen könne. Jene sollte der König lieben, mich aber bey meinen Weinbergen und Schaafen lassen. — Erwartet man einen solchen Gedanken nicht viel eher? Allein, dieser gute Gedanke verschwindet und ist

ist hier unsichtbar, wenn man den Text behält, so, wie er ist. Ein einziger Buchstab muß, welches der Kenner der hebräischen Kritik nicht mißbilligen wird, geändert werden. Ist man aber zu gewissenhaft, diesen Buchstaben zu ändern: so weiß ich doch noch eine Art, denselben Gedanken heraus zu bringen. Man halte mit den gemeinen Auslegern das **Jerusalems Jungfrauen** für eine Anrede, und verstehe das dritte Wort des 5ten Verses in der Urschrift **fragweise**: so wird der Sinn folgender seyn: Schwarz bin ich, wie Kedarische Hütten. Sollte ich daher wohl schön seyn, schön, wie Salomons Zelte? würdig, unter diesen Lustzelten des Königs zu wohnen? Wie ist es möglich, daß sich ein König in mich verlieben könne? — Indessen gefällt mir meine erstere Uebersetzung dennoch besser. — In Ansehung der einzelnen Ausdrücke erinnere ich zur Erklärung noch folgendes: **Kedarische Hütten,** oder **Hütten Kedars,** sind die Hütten oder Zelte der arabischen Nomaden. **Kedar** war ein Sohn Ismaels. (S. 1. Mos. 25, 13.) Von Ismael aber schreibt sich ein sehr großer Theil der Araber her. Die Araber sind größtentheils Nomaden, und wohnen unter bloßen Zelten, deren Standort sie nach Gefallen verändern. Die arabischen Nomadenzelte sind, wie **Arvieux** (in seiner *Voyage dans la Palæstine*, S. 173.) versichert, aus schwarzem, von schwarzen Ziegenhaaren verfertigten Zeug. — **Salomons Zelte.** Wir finden zwar keine ausdrückliche Nachricht, daß Salomo auch Zelte gehabt, und eben deßwegen sind die Ausleger geneigt, sie aus unsrer Stelle weg zu exegesiren, und **Tapeten,** oder **Vorhänge** dafür zu setzen. Mit wie vielem Rechte dieses geschehe, und ob man Sprachgebrauch vor sich habe, dies werde ich in dem philologisch-kritischen Kommentar zeigen. — Die morgenländischen Fürsten, und zwar solche, welche sowohl, als ehemals Salomo, in Pallästen wohnen, bedienen sich noch heutiges Tags der Zelte zum Vergnügen. (S. **Beobachtungen über den Orient, aus Reisebeschreibungen,** S. 132. f.) Ist es wohl, da sich das Morgenland in Ansehung der Gebräuche durch alle Jahrtausende gleich bleibt, unwahrscheinlich, wenn man behauptet, zu Salomons Zeiten sey eben diese Gewohnheit gewesen, und dieser König selbst habe an jener Gewohnheit Theil genommen. Wohnte

aber

6. Mir sehe man nicht nach, da ich so schwarz bin, n) gebrannt von der Sonne. Meiner

aber Salomo zur Veränderung und Vergnügen unter Zelten: so war gewiß nach der Art dieses Königes alles, was prächtig heißen kann, dabey verschwendet und so beschaffen, daß sie dem Auge den reizendsten Anblick gewährten, und folglich die Maitressen des Königs, deren äusserlicher Putz sowohl, als jene schönen Zelte, vom Salomo herkam, damit verglichen werden konnten. Indessen kann ich doch nicht wohl glauben, daß Sulamith hier die königlichen Maitressen mit Salomons prächtigen Lustzelten, in Ansehung des Reizes ihrer Körper, ihrer weissen Haut u. s. w. vergleiche. Denn dieser Vergleich würde bey allem dem, was ich vorhin erinnert habe, auffallend und hinkend seyn. Sulamith wußte vielleicht so gut, als Salomo, daß sie schöner sey, als die Maitressen des Königs zusammen. Sie würde daher nicht, ohne zu erröthen, diese Jungfrauen haben über sich erheben und für wahrhaftig schöner erklären können. In Ansehung der Kleidung aber hatten jene ohne Zweifel sehr viel vor ihr voraus, und wenn sie sich also herunter setzen und jene über sich erheben wollte: so hatte sie Grund darzu, und wir sehen auch nunmehr das Treffende des Vergleichs ein. Und nun können wir auch mit vieler Wahrscheinlichkeit einsehen, was Sulamith von sich sagen wolle. Wenn sie sich schwarz nennet, wie arabische Zelte: so gehet dieses auch mehr auf ihren schmutzigen Habit, den sie als Weingärtnerinn trug, wiewohl der folgende Vers deutlich gnug lehret, daß sie sich auch selbst in Ansehung ihres Gesichts für schwarz, von der Sonne braun gebrannt ausgebe. Indessen müssen wir es zugleich auch mit auf ihre Kleidung ziehen, und so werden wir desto besser einsehen, warum sich Salomo V. 8. 9. ausdrücklich erbietet, ihr eben so kostbare Kleidung und Schmuck verfertigen zu lassen, als jene Jungfrauen, deren einziger Vorzug vor ihr jener wäre, an sich trügen.

„Schwarz bin ich, wie Kedarische Hütten;
„Jerusalems Jungfrau'n aber schön, wie Salomons Zelte!„

n) Mir sollte man nicht nachsehen, in mich sollte sich kein König verlieben, da ich diejenige Schönheit den Reiz, den mir

Meiner Mutter Söhne, erzürnt auf mich, machten mich
zur Weinbergshüterinn. o)
Meinen eignen Weinberg p) hütete ich nicht! —

7. O

mir die Hand des Schöpfers gab, meinem Beruf schon längst aufgeopfert habe. Herr Prof. Anton übersetzt „Seht mich nicht an, daß ich so schwarz bin.„ Allein, diese Uebersetzung ist derjenigen Vorstellung, welche ich von dem vorhergehenden Ausdruck gegeben habe, und welche ohne Zweifel die richtige ist, zuwider.

o) Hier sagt Sulamith, auf was für Art sie sich der Sonnenhitze ausgesetzt, und, ihrem Vorgeben nach, um ihre Schönheit gekommen sey. Herr Prof. Anton: Es setzten meiner Mutter Söhne mich, auf mich erzürnt, zur Weinbergshüterinn. Der Sinn ist sehr gut ausgedruckt. Nur das: es setzten, ist zu hebräisch! Und das erstere mich ist zu sehr von dem Zeitwort getrennt.

p) Meinen eignen Weinberg ꝛc. Es ist dieses eine den Orientalischen Dichtern eben so natürliche als gefallende Wortspielerey. Daß Sulamith hier unter dem eignen Weinberg ihren Mann verstehe, ist so handgreiflich, daß es ein jeder, der auch kein Exeget von Profession ist, sehr leicht errathen wird. Man vergleiche noch dabey unten Kap. 8, 12. Nur fragt sich es, was sie hierdurch sagen wolle? Fast sollte man auf den Verdacht kommen, die Schäferinn habe durch ein eignes Versehen, durch Nachläßigkeit ihren Liebling verlohren. Etwas muß nothwendig an dieser Vermuthung seyn. Denn sie bestraft sich offenbar einer Nachläßigkeit. — Sulamith scheint folgenden Gedanken gehabt zu haben: Wie thöricht handelte ich! Ueber Dinge fremder Besitzer war ich eine so eifrige Aufseherinn, so, daß ich mich der Sonnenhitze aussetzte, und meine Schönheit darüber verlohr. Wenn ich aber doch ja diese verliehren mußte, (So sehr konnte sich diese Schöne verleugnen!) warum habe ich nicht alle diese mir so nachtheilig gewesenen Bemühungen darzu unternommen, um ewig bey meinem Geliebten zu seyn? O wäre ich doch dem König aus den Augen, mit meinem

7. O sage mir doch, du, mein Liebling, wo du weidest, q)
Wo du Mittags deine Heerde ruhen lässest, r)
So

Geliebten entflohen! Hätte ich auch mit ihm in der Irre herumlaufen müssen, und da meine Schönheit verlohren: so wär ich doch von meinem liebenswürdigen Gatten nicht geschieden! — Sie wünscht also, daß sie statt dessen, daß sie Weinberge gehütet, beständig auf dem Felde gewesen seyn möchte, daß sie Salomo nicht hätte finden und in sein Serrail bringen lassen können.

q) Herr Prof. Anton: „**Verkünd'ge mir du, den meine Seele liebet.**„ Allein das **Verkündigen** brauchen wir im Deutschen nie, wenn wir einer einzelnen Person etwas sagen wollen, sondern wenn man vielen etwas bekannt machet. Vermuthlich ist es deßwegen gebraucht worden, um im Deutschen gerade so viel Sylben herauszubringen, als in der Urschrift stehen. Denn Herr Anton hat die Meynung, daß dies ein Uebersetzer beobachten müsse. Wie viel Unheil hat dieses Gesetz in seiner Uebersetzung angerichtet! Hernach, das **du, den meine Seele liebet,** ist hebräisch, und nicht deutsch, und ist weit vielsylbiger, als der im Original stehende Ausdruck. Warum, wenn man ja die Sylben abzählen will, nicht lieber: **du, mein Geliebter**? oder **du, den ich liebe**? Denn **meine Seele** im Hebräischen heißt auf deutsch wohl nichts mehr, als **ich**. Nur statt **du, den ich liebe,** ganz gleichbedeutend und dem Ausdruck der Dichter gemäßer, **du, mein Liebling!**

r) Herr Prof. Anton: **Wo du dich zur Ruh im Mittag lagerst.** Das in der Urschrift stehende Zeitwort ist nicht richtig übersetzt. Dies wird derjenige einsehen, welcher weiß, was die dort stehende Conjugation für eine eigne Bedeutung habe. Durch lassen muß sie ausgedruckt werden! Also **ruhen**, oder **sich hinlegen lassen**. Nun fehlt aber freylich dasjenige, was der Schäfer **ruhen** lassen soll, die Heerde, und diese darf der Uebersetzer nicht auslassen. Denn anders redet der Hebräer, anders der Deutsche!

So will ich selbst mich retten, wie du, eines deiner
Schaafe
Verirrt unter den Heerden deiner Mithirten. s)

Salo-

sche! Gesetzt auch, man könnte beweisen, daß jene Conjugation auch so, wie Herr P. A. thut, gebraucht werde: so stehet ihm die Bedeutung des Worts selbst entgegen. Dieses wird, wie der Kenner des Arabischen, auch schon der hebräische Philologe wissen wird, blos von Thieren gebraucht, sonderlich von Schaafen und Hunden.

s) Herr Prof. Anton: **Was soll ich deiner Gespielen Heerden durchirren.** Dies scheinen die in der Urschrift stehenden Worte zu heißen, und wenn man um den Zusammenhang und das Schöne der Gedanken unbesorgt ist: so hält man diesen Sinn auch für den richtigen. Allein bey dem ersten Anblick stießen mir Zweifel auf, ich fand Gründe, diesen Gedanken fahren zu lassen und einen Versuch zu machen, ob ich nicht einen bessern und richtigern finden könne. Ich fiel auf mehr als eine mögliche und zum Ganzen sich besser schickende Erklärung, von welchen ich in dem philologisch-kritischen Kommentar mehr gedenken werde. Allein noch immer war ich schwankend, unschlüssig, zu welcher ich greifen sollte, bis ich endlich auf diese alle Verzicht that, und noch eine neue erfand, von welcher meine oben stehende Uebersetzung abhängt, und deren ohnfehlbare Richtigkeit ich in gedachtem Kommentar aus mehr als Einem philologischen und hermenevtischen Grunde werde darthun können. — Oben im vierten Verse wünschte Sulamith, ihr Geliebter möchte doch kommen, und sie aus dem Serrail des Königs entführen. Weil er nun nicht kam, und sie wohl vermuthen konnte, daß dieses eine gefährliche Sache für ihren Mann seyn möchte: so verlangt sie nur zu wissen, wo er sich aufhalte: so wolle sie sich selbst in Sicherheit setzen, sich selbst wieder an denjenigen Ort hinbringen, wo sie hin gehöre. — Dies ist ohnfehlbar der richtige Sinn. Was die gemeine Erklärung dieser Worte betrifft: **Warum soll ich seyn, wie eine, die unter den Heerden deiner Mithirten herumirret:** so muß man sich darzu denken, daß

Salomo. t)

8. Wenn du dich, schönstes Weib, denn nicht
beruhigen kannst:
So gehe hinaus, — hinter der Heerde her, —
Und weide deine Zickchen unter dürftigen Schäfern! u)

9. Al-

sie Willens gewesen, aus dem Serrail des Königs zu entlaufen. Da man doch vielmehr, weil Sulamith im Affect redet, eher erwarten sollte, daß sie dieses ausdrücklich sage. Wie viel ist es daher nicht natürlicher, wenn man es so verstehet: Sage mir, wo du weidest: so will ich das mir verhaßte Serrail heimlich verlassen, und zu dir kommen. Also schon damals hatte Sulamith Tücke im Sinn.

t) Salomo hatte diese schöne Schäferinn bisher belauscht, und diese ihre bangen Wünsche nach ihren geliebten Freund heimlich angehört. Auf einmal, da sie das Aeußerste wagen und gar entlaufen wollte, trat Salomo in das Zimmer, gerieth in Affect und sagte: (ohne Zweifel aber sehr ungerne) sie sollte doch hin zu ihren elenden Schäfern gehen! Allein V. 9. 10. 11. wird uns lehren, daß Salomo nicht im Ernst gesprochen, sondern sehr gewünscht habe, daß sie bey ihm bleiben möchte.

u) **Wenn du dich — denn nicht beruhigen kannst.** Kenner des Arabischen werden bey dieser meiner Uebersetzung nichts Befremdendes finden. **Luther** und Herr Prof. Anton übersetzen: **Kennst du dich nicht?** Man meynt daher, Salomo wolle hier sagen: Verkennest du deine Schönheit, daß du dich so herunter setzest? Allein man bedenke doch den Nachsatz: Kennst du dich nicht, du Schönste der Frau'n: **so geh dem Fußtritt der Heerde nach.** — Welcher nichts sagende Gedanke! Ganz etwas anderes erwartet man! Es ist wohl sehr zu vermuthen, daß Salomo, der seine Schöne belauscht und nun auf einmal vor sie trat und sie zu Recht bringen wollte, zuerst auf dasjenige werde geantwortet haben, was

das

9. Allein, meine Freundinn, ich will dir verstatten,
Zu fahren in Pharao's prächtigem Wagen, bespannt mit meinen Rossen. v)
10. Ge=

das Schrecklichste für ihn war. Dies aber war nicht dieses, daß sie ihre Schönheit herunter setzte, sondern, daß sie verzweifelnd sich selbst auf freyen Fuß setzen wollte. Und hierauf antwortet Salomo im Affect, der aber nicht von langer Dauer war: Wenn du dich, Schönste, denn nicht beruhigen kannst: so gehe doch hin zu deinem armseligen Schäfergeschlechte! — Ist dieses nicht viel natürlicher? Erwartet man diesen Gedanken nicht viel eher? — Statt dessen, daß Herr P. Anton sagt: **So gehe dem Fußtritt der Heerde nach**, übersetze ich, und, wie ich im gedachten Kommentar zeigen werde, richtiger: **So gehe hinaus, — hinter der Heerde her.** Und **Fußtritt der Heerde**, sagt auch der Deutsche so? — **Und weide deine Zickchen.** Dafür Herr P. A. **Böcke.** Allein wir sehen wohl, daß Salomo die verächtlichsten Thierchen, Zickchen nennen wolle. Daher muß man sie auch im Deutschen ausdrücken. — Daß das Frauenzimmer im Morgenlande auch weide, ist ausgemacht. Vergl. 1 Mos. 29, 6. und 2 Mos. 11, 16. — Weiter Herr Prof. Anton: **Bey den Hürden der Hirten.** Eine übel klingende Paranomasie! — Durch Hülfe der Arabischen Sprache konnte ich übersetzen: **Unter dürftigen Schäfern.**

v) Veränderlicher König, der seiner Schönen, ihrer aufs höchste getriebenen Sprödigkeit wegen, vorhin Trotz bot und die Thüre wies, und sie jetzt schon wieder in seinem Staatswagen fahren lassen will! So sehr war er durch den Reiz dieser Schönen bezaubert! — **Luther** übersetzt diesen Vers: **Ich gleiche dich, meine Freundinn, meinem reisigen Zeuge an dem Wagen Pharao.** Ein Neuerer dem Sinn nach unverändert: **Doch gleich ich dich, meine Gespielinn, den Rossen an Pharaos Wagen.** Allein gleichen statt vergleichen sagt man im gegenwär=

genwärtigen achtzehnten Jahrhundert nicht mehr; ob man sich gleich dieses im sechszehenten erlaubte. Doch näher zur Sache! Man meynet also, Salomo wolle hier seine Schöne mit seinen geputzten Pferden vergleichen. Allein 1) erwartet man wohl hier, daß Salomo, nachdem er der Schäferinn jähzornig die Thüre gewiesen, jetzt von ihrer Schönheit erst noch lange reden sollte? Nichts weniger! 2) Wenn sie Salomo mit seinen geputzten Rossen vergleicht: so wollte er ohne Zweifel nicht den Reiz ihres Körpers selbst, sondern ihren Putz, ihre schönen Kleider preisen. Aber war es denn dem König um Kleider zu thun? — Um eine Schäferinn! Will man aber sagen, Salomo habe hier den Reiz ihres Körpers rühmen wollen: so sehe ich nicht ein, wie eine so liebenswürdige Schöne mit einem Gaul verglichen werden kann. 3) Es müßte also hier ohne Zweifel an die schöne und gefallende Kleidung gedacht werden. Allein ich zweifle — und ich habe Gründe darzu — ob der königl. Hof- und Leibschneider schon damals, da Salomo dieses sprach, die für Sulamith bestellte Maitressenlivré fertig gehabt habe. Er arbeitete noch daran! So wie der Goldschmidt (v. 11.) an dem für sie zu verfertigendem Schmuck! — Man erwartet hier vielmehr neue Bewegungsgründe für Sulamith, im Serrail zu bleiben. Nun ließ sich diese Strophe, ohne dem Sprachgebrauch im geringsten Gewalt anzuthun, auch übersetzen: „Ich will dich den Rossen an „Pharaos Wagen gleichmachen, d. i. eben so prächtig „putzen, daß du eben so stolz, als jene, gehen kannst.„ Dieser Sinn ist schon viel erträglicher und zum Ganzen viel passender, als jene Vergleichung. Allein auch hier bleibt noch immer das Harte, das Auffallende, das Beleidigende, das Unanständige, daß Sulamith mit einem stolzen Kutschenpferd verglichen werden soll. Und was soll alsdann gerade Pharaos Wagen hier machen? Hatte Salomo selbst keine so prächtige Wägen? Dieser König, der auf äußerlichen Pracht ohnfehlbar weit mehr als ein Aegyptischer Pharao verwenden konnte und auch verwendet hatte! — Ueberhaupt ist dieser Bewegungsgrund, daß Salomo der Schäferinn kostbare Kleidung machen lassen wollte, viel zu ohnmächtig, viel zu schlecht. Salomo hatte dadurch, daß er der Sulamith vorhin die Thüre wies, viel versehen, er mußte ihr daher auch, wenn

er

10. Geschmückt sollen werden deine Wangen
mit Ohrenringen,
Dein

er sie wieder besänftigen wollte, wieder viel versprechen. Und nach meiner Uebersetzung dieses Verses verspricht er ihr auch so etwas, das freylich ein stärkerer Bewegungsgrund ist, die Sulamith im Serrail zu fesseln, als wenn er sie vorhin so schön als seine Kutschenpferde putzen lassen wollte. — Nur Kenner des Arabischen werden das Rechtmäßige meiner Uebersetzung einsehen können. Wörtlich würde ich haben übersetzen müssen: „Ich gebe dir, „meine Freundinn, ein Anrecht auf meine Rosse an Pharaos prächtigem Wagen;„ und dieses heißt nichts anders, als: „Ich will dir in Pharaos prächtigem Wagen, „mit meinen Pferden bespannt, zu fahren erlauben.„ Um aber das Schöne, das Treffende, das Vielsagende dieses Verses fühlen zu können, merke man sich folgendes: Bisher wurden der Schäferinn niedliche Speisen und kostbare Getränke, als Bewegungsgründe, daß sie im Serrail bleiben möchte, vorgesetzt. Weil aber diese zu ohnmächtig waren, als daß Salomo dadurch seinen Endzweck hätte erreichen können: so stellt er nunmehr ihre Ambition auf die Probe. Er verspricht ihr, wenn sie bleiben würde, sie in demjenigen Wagen, in welchem nur Er mit seiner Gemahlinn zu fahren pflege, wie seine Gemahlinn neben sich sitzen zu lassen. Pharaos Wagen steht hier gar nicht überflüßig. Es soll aber nicht so viel heissen, als derjenige Wagen, den er von dem Aegyptischen Pharao, an dessen Prinzessinn er sich vermählt hatte, erhalten. Nein! sondern in welchem nur seine Gemahlinn, eine Pharaonische Prinzeßinn, zu fahren pflegte. Wenn aber Salomo s e i n e r Pferde gedenket: so drückt dieses wohl nichts anders, als die Theilnehmung Salomons an diesem Wagen, aus. Kurz, er meynt denjenigen Wagen, in welchem niemand weiter, als Er und seine Gemahlinn zu fahren pflegte. In diesem wollte Er die Schäferinn, gerade wie seine Gemahlinn, neben sich sitzen lassen. Ein den zügellosen Affecten des Salomo sehr angemessener Gedanke, der gerne seine Gemahlinn verstoßen und sich

 mit

Dein Hals mit kostbaren Perlen. w)

11. Schon bereitet man dir goldne Ohrengehänge mit silbernen Glanzflecken. x)

Sula=

mit Sulamith vermählt hätte, wenn sie sich ihm nur hätte ergeben wollen.

w) Luther: „Deine Backen stehen lieblich in den Spangen, „und dein Hals in den Ketten.„ Herr Prof. A.: „Es „prangen dir über den Perlen die Wangen, in schönen „Ketten der Hals.„ Man glaubt also, Sulamith hätte schon damals mit Perlen und Ketten Staat gemacht, und diesen bewundre Salomo? Wie unwahrscheinlich! Und — schickte sich es auch wohl für Salomo, den Putz, den er der Sulamith selbst machen ließ, zu bewundern? Und gesetzt, Sulamith wäre schon damals mit prächtigen Kleidern geschmückt gewesen, und sie hätte sich diese Kleider selbst machen lassen: so sehe ich doch nicht ein, wie Salomo ihre Kleider anstaunen und bewundern soll. Auf Kleider kam es dem Salomo, wie ich schon vorhin erinnert habe, gar nicht an. Sie waren ihm auch nichts Seltnes. Denn er sahe dergleichen, und zwar die allerkostbarsten, an seiner Gemahlinn und seinen Maitressen täglich. Seltner aber sah er eine solche Schäferinn, wie Sulamith war. Es ist daher wohl natürlicher, anzunehmen, Salomo habe hier der Sulamith erst versprochen, schöne Kleider machen zu lassen, und ihr also einen neuen Bewegungsgrund, dem dürftigen Schäferleben abzusagen und eine königliche Beyschläferinn zu werden, vorgestellt.

x) Herr Prof. A.: „Auch laß ich dir güldne Kügelchen ma„chen, mit Silber bunt durchsprengt.„ Was sollen Kügelchen, güldne Kügelchen seyn? Existirt wohl eine Art des Frauenzimmerputzes, welche geradezu Kügelchen genennet wird? — Sind es vielleicht durch Kunst aus Gold nachgemachte Perlen? — Nach den mir bekannten hermenevtischen Regeln muß das in diesem Verse

Sulamith.

12\. So lang der König bey Tafel ist — duf-
tet meine Narde. y)

13\. Myrr-

se stehende hebräische Wort eben das heißen, was es V. 10. hieß: **Ohrenringe!** Herr A. übersetzte V. 10. Perlen. In diesem Vers aber steht der Zusatz golden dabey. Aber goldne Perlen kannte er selbst nicht. Daher glaubte er hier ein anderes Wort setzen zu müssen. Nur aber wählte er ein ganz unrichtiges. Hätte er V. 10. Ohrenringe übersetzt: so würde er hier mit gutem Gewissen wieder so haben übersetzen können, und der Beysatz: golden, würde sehr schicklich gewesen seyn. — Aber der folgende Ausdruck: **Mit silbernen Flecken**, kam mir selbst lange sonderbar vor. Man denkt anfänglich, durch diese Flecken sollten die Ohrenringe noch prächtiger und kostbarer werden. Aber alsdenn siehet man nicht gleich ein, wie Silber das weit bessere Metall, das Gold, sollte verschönern können. Natürlicher, glaubt man, wäre es, wenn Salomo der Schäferinn silberne Ohrenringe mit goldenen Flecken versprochen hätte. Denn eher kann doch wohl Silber durch Gold, als das Gold durch Silber ein Ansehen erhalten. — Ich war daher auf eine andere Erklärung bedacht, durch welche wenigstens diese Schwierigkeit wegfiel. Ich fand eine. Aber sie gefiel mir nur eine Zeitlang, und denn nahm ich wieder die gewöhnliche Erklärung an, weil ich den Ausdruck einigermaßen rechtfertigen zu können glaubte. Es ist bekannt, daß das Glanzgold durch einen stärkern Zusatz von Silber bereitet wird. Ich glaube daher, es werde in diesem Verse **Matt** und **Glanz** ausgedruckt, welches die goldnen Ohrenringe durch eine kunstmäßige Abwechselung verschönern soll. — Nun müssen wir uns vorstellen, daß der König die Schäferinn verlassen habe und zu Tafel gegangen sey.

y) Herr Prof. A. erinnert ganz recht, daß die Schäferinn diese Worte für sich sage. Nur aber war er bey der Uebersetzung und Erklärung dieses Verses selbst wieder un-

glücklich. Er übersetzt: **Da der König zu mir sich wendet, da duftet meine Narde** — und erklärt in einer besondern Note: „So lange der König auf mich „siehet, komme ich jedermann lieblich vor; auch den Hof„damen, die sich über ihre ländliche Schönheit vorhin „aufhielten; denn unten loben sie dieselbe dem König zu „Gefallen.„ — Wenn diese Uebersetzung und Erklärung richtig wäre: so müßte ich mir die Sulamith als ein recht einfältiges und albernes Bauernmädchen vorstellen. Dies aber war sie gewiß nicht. Ihr Bezeigen in der Folge überzeugt uns vom Gegentheil. Ich erinnere noch einmal, daß es ganz dem Augenschein zuwider sey, daß Sulamith hier, oder anderwärts ihre Schönheit hätte vertheidigen wollen. Hierdurch erreichte sie ja ihren Endzweck nicht! Sie wollte sich von den Händen des Salomo loßreißen! Man erwartet daher nichts weniger, als eine Apologie ihrer Schönheit. — Wer ein Kenner des Hebräischen ist, wird leicht das blos Errathene und Unrichtige gedachter Uebersetzung einsehen. Wer aber ein wenig Chaldäisch versteht, wird keinen Augenblick an der Richtigkeit meiner Uebersetzung zweifeln. — Das bey Tafel seyn ist eine im Chaldäischen vollkommen gegründete Bedeutung. — Freylich aber ist meine Uebersetzung dieses Verses etwas matt und wenig dichterisch. Allein man bedenke doch nur: 1) Daß das ganze Lied ein Schäferlied sey, in welchem bekanntermaßen kein Odenmäßiger Schwung, keine Dithyramben statt finden. 2) Daß dieser Vers blos Worte der Sulamith, die sie für sich sagte, ausdrücke, wo man am wenigsten etwas poetisches erwartet. — Was will Sulamith nun sagen? „So lange der König bey Tafel, d. i. überhaupt, abwesend ist, duftet meine Narde, d. i. bin ich vergnügt und ruhig. Unerträglich hingegen ist mir seine Gegenwart!„ Daß man sich nur zu der Zeit, wenn man frölich seyn wollte, mit wohlriechenden Dingen beräuchert, oder begossen habe, ist eine bekannte Sache. Insbesondere brauchte man Narden zu Gastereyen, nicht nur die Juden, sondern auch die Römer. Es könnte also, wenn man besonders darauf Rücksicht nimmt, Sulamith noch etwas feineres sagen, nämlich: Wenn Salomo mit Narde benetzt bey Tafel frölich ist: so bin auch ich es, weil ich alsdenn doch wenigstens so lange von ihm unangefochten bleibe.

2) Herr

13. Myrrhe ist mir mein Freund, die zwischen meinen Brüsten ruht. z)

14. Ein blühender Palmzweig ist mein Freund, in Engeddischen Weinbergen. a)

Salo=

z) Herr Prof. A. „Ein Myrrhenstrauß ist mein Geliebter, der am Busen mir ruhet.„ Allein ich weiß nicht, ob man füglich aus Zweigen der Myrrhenstaude, welche nach Abulfadli Beschreibung voller Stacheln ist, habe einen Strauß machen, und das Frauenzimmer denselben am Busen, diesem fühlbaren Theil des Körpers, tragen können. Dasjenige Wort, welches hier durch Strauß übersetzt wird, heißt mehr als einmal so viel als ein Säckchen, Beutel ꝛc. Und in diesem trägt das morgenländische Frauenzimmer die Myrrhe bey sich, wegen des fürtreflichen Geruchs. Allein das Myrrhensäckchen wollte mir doch eben auch nicht gefallen, weil es bey unsern heutigen deutsch=französischen Schönen eine unerhörte Sache ist. Ich habe daher, weil es überhaupt nicht auf das Behältniß der Myrrhe, sondern auf die wohlriechende Myrrhe selbst ankommt, blos: Myrrhe, übersetzt. — Die Brüste, welche ich im Original finde, habe ich nicht, wie Herr Prof. A. in den Busen verwandeln mögen, weil Brüste weder etwas Auffallendes, noch Ungezognes und die Schamhaftigkeit beleidigendes enthalten. Das ruhen, welches ich beybehalten, drückt freylich das in der Urschrift stehende Wort nicht ganz aus. Indessen mußte ich es doch wählen, weil mir meine Sprache ein treffenderes versagte. Eigentlich: zwischen den Brüsten übernachten. Und nun wird der Leser das Vielsagende dieser Zeile fühlen!

a) Ein blühender Palmzweig. Hier wird man mich fragen, mit welchem Rechte ich so übersetzt hätte? Dies werde ich in dem philologischen Kommentar zeigen! Man denkt hier gemeiniglich an den Cyprusbaum, und dieser soll von dem Arabischen Hinna nicht verschieden seyn. Allein hierfür hat man nur einen einzigen Zeugen, und zwar einen solchen, der in der Botanik den wenigsten

Glau=

Salomo.

15. Schön bist du, meine Freundinn, schön bist du,
Deine Augen sind Taubenaugen. b)

Sula=

Glauben verdienet, einen Juden, den R. Ben Melech. Die Beschreibung, welche Abulfadli von der Hinna giebt, (S. Celsius T. I. S. 223.) ist zwar so beschaffen, daß sie hieher paßte. Allein hieraus folgt nur allenfalls die Möglichkeit, daß Cofer hier Hinna seyn könnte. Die Würklichkeit aber aus der Aussage des Ben Melech zu beweisen, ist unsicher. Es kommt darauf an, ob man historisch beweisen kann, daß in den Engeddischen Weinbergen die Hinna häufig gewachsen. Und dieses kann man nicht. Vielmehr ist bekannt, daß die Gegend um Engeddi herum, einer Stadt am todten Meer, nicht weit von Jericho, das rechte Vaterland der Palmen gewesen. Jericho wird daher selbst Palmenstadt genennt. 5. Mos. XXXIV, 3. Richt. I, 16. III, 13. Wenn also hier, wie man siebet, ein einheimischer Baum der Stadt und Gegend Engeddi genannt werden soll und dieser die Palme ist: so läßt sich hier auch an weiter nichts anders, als an die Palme denken. Und dieses, so wie das blühende bestätiget das Arabische. Doch mehr hiervon in dem philologischen Kommentar.

b) Daß dieses die Sprache Salomons sey, bedarf keiner Erinnerung. Bisher hatte Sulamith gesagt, wie schätzbar ihr ihr Gatte sey. Vielleicht hatte sie Salomo belauscht und dieses mit angehört. Er tritt daher vor sie, und rühmet ihre Schönheit, wodurch er gleichsam sagen will: So sehr sie auch ihren Mann und dessen Schönheit rühme, so wenig verdiene es jener. Sie hingegen verdiene eher einen Lobredner. Sie sey aber auch für einen Schäfer zu schön. Ihm, dem König, sollte sie sich ergeben. — Taubenaugen. — Die Tauben haben sehr muntere und feurige Augen. Beynahe sollte man auch an kleine Augen denken. Allein gerade diese sind in den Gedanken der Morgenländer keine Schönheit.

Ver=

Sulamith.

16. Du bist schön, mein Freund! Wollust war die Zeit,
Da wir wohnten unter unserm schattigten Zelte in grünen Gefilden. c)

Salomo.

17. Die Pfeiler unsres Pallastes sind Cedern!
Unser Fußboden weiße Tannen! d)

Das

Vergl. 1 Mos. XXIX, 17. wo Leah der schönen Rahel entgegen gesetzt und von jener gesagt wird, sie habe kleine Augen. (Vergl. das Arabische.) Große Augen hingegen gefallen dem Orientaler. Motanabbi, dieser erhabne, bisweilen aber halb unsinnige Arabische Dichter, vergleicht in dem 9ten Gedichte V. 2. die Augen reizender und bezaubernder Schönen mit den großen Augen der Rehkühe. — Also hier wird nicht sowohl auf die Größe der Augen dieser Schäferinn, als auf das Feurige und Muntere derselben gesehen. Wiewohl auch die Tauben nach Proportion ihrer kleinen Körper ziemlich große Augen haben.

c) Bey diesem V. 16. scheine ich das Original vielleicht zu sehr verlassen zu haben. Blos das Arabische muß hier meine Uebersetzung rechtfertigen. Ein Neuerer übersetzt: Du, du bist schön, mein Freund, und lieblich; Stets grüne das Bette der Eh' uns.„ — Wer wird das Ehebette in ein Schäferlied hineintragen! — Uebrigens bedarf dieser V. weiter keiner Erklärung. Nur denke man daran, daß die Schäferinn hier dem König sehr treffend antworte.

d) Dieses ist wieder Salomons Antwort auf der Schäferinn letzte Rede, in welcher sie an ihr für sie so angenehm gewesenes Schäferzelt mit Vergnügen und Sehnsucht dachte. Was Salomo hier sagen wolle, ist klar: Wolltest du

nicht

Das zweyte Kapitel.

Sulamith.

1. Ich — eine Feld-Narcisse? Eine Lilie der Thäler? e)

Salo-

nicht eine elende Schäferhütte mit einem königlichen Pallast, dergleichen der meinige ist, dessen Grundseulen Cedern sind ꝛc. vertauschen? — Hier bemerke man ein artiges Wortspiel. Salomo redet in diesem Liede sonst in der **einfachen** Zahl von sich: Ich, mein ꝛc. Hier aber sagt er: **Unser** Pallast; **Unser** Fußboden. Man erinnere sich an die letzte Rede der Schäferinn: Voll Anmuth war **unser** schattigtes Zelt, das ist: dasjenige, unter welchem **ich** und **mein** Gatte wohnten. Dieses affectirt Salomo recht schicklich nach: „Und die Pfeiler **unsres** Pallastes sind Cedern. **Unser** Fußboden weiße Tannen. Vergl. 1 **Kön.** VI, 15. 2 **Chron.** III, 5.

e) Dieses zweyte Kapitel hängt mit dem ersten sehr genau zusammen. — Salomo stellte im letzten Vers des vorigen Kapitels der Schäferinn ihre Thorheit vor, daß sie, da sie sich jetzt in einem königlichen Pallast befinde, noch an ihre elende Schäferhütte denken möchte. Sie sollte sich nun vielmehr diesen Pallast zur ewigen Wohnung wählen! Hierauf antwortet sie nun wieder: **Ich — eine Feld-Narcisse? Eine Lilie der Thäler?** Eine wieder sehr artige Ausflucht! Sie will sagen: Ich, eine Person von ganz gemeinem und schlechten Stande, von so niedriger Geburt, eine Schäferinn, deren Wohnung von jeher nicht einmal die Stadt, sondern das freye Feld war; ich sollte nun die Bewohnerinn eines königlichen Pallastes werden? Sie redet also von dem Ungereimten und ihrer Unwürdigkeit, in Salomons Burg zu wohnen. — Die **Saronitsche Blume**, Blume zu Saron, welche man sogar in die Gesangbücher getragen hat, muß wegfallen. Daß ehemals eine Stadt unter diesem Namen exi-

Salomo.

2. Wie eine Lilie unter Disteln, prangt meine Freundinn unter den Jungfrauen. f)

Sula:

existiret habe, ist eine dem Geographen zwar bekannte Sache. Nur weiß ich nicht, was sie hier machen soll. Wuchsen um Saron herum vielleicht besonders viel Narcissen? Und zwar schlechte Narcissen? (Denn schlechte, gemeine Blumen erwartet man hier. —) Wer sagt dieses? Oder konnte wohl ein Ort durch **gemeine Feldblumen** berühmt werden? Fast sollte man dieses hieraus schließen. Wie war man doch bisher so leichtgläubig! Die alten Bibelübersetzer dachten und übersetzten vernünftiger. Sie halten fast alle das **Saron** für ein Nomen appellativum, und geben es durch **Feld**. Und dieses ist auch wegen des zweyten Hemistichiums schicklicher. **Vergl.** 1 Chron. XXVII, 29. Deßwegen mußte ich ihnen beytreten. — **Lilie** der Thäler. Die Lilie ist zwar im Morgenlande eine sehr schöne aber ganz gemeine Feldblume. S. **Matth.** VI, 28. 29. und **Hobel.** IV, 5. — **Plinius** in s. **Naturgesch.** B. XXI, K. 4.

f) Wieder eine artige Antwort des Königs! Er läßt die Sulamith dabey, daß sie eine Person von niedriger Geburt und schlechtem Stande sey. Allein hier sagt er, sie sey doch unter allen Frauenzimmern ihres Standes und unter allen seinen Maitressen die Krone, oder sie zeichne sich vor jenen allen durch so große Vorzüge aus, daß sie nur deßwegen würdig würde, in Salomons Pallaste zu wohnen. — Der König verschloß dieser Schönen alle Auswege, die sie einschlug, um endlich aus seinen gefährlichen Händen zu kommen, und daher auch diese Ausflucht, als wäre sie ihrer niedrigen Geburt wegen nicht würdig, zu gering, in Salomons Pallaste zu wohnen. — Herr Prof. A. „Was die Lilie mitten unter den Dornen, ist „unter den Frauen meine Geliebte.„ — **Dornen** möchte ich nicht setzen. Das im Original stehende Wort heißt es auch nicht. Es würde auch der Vergleich, obgleich verständlich, doch nicht schön genug seyn. Man erwar-

tet

Sulamith.

3. Wie ein Apfelbaum unter wilden Bäumen, prangt mein Freund unter den Jünglingen. g)
In seinem Schatten wünsche ich zu sitzen. h)

Denn

tet hier: 1) Ein recht schlechtes, magres Gewächse, aber 2) Ein solches, das noch mit zum Blumengeschlechte gehört, und dann wird der Vergleich schon besser. Disteln muß man wählen, und diese bezeichnet auch das hebräische Wort, wie es denn auch z. B. in der Vulgate anderwärts so übersetzt worden 2 Kön. XIV, 9. 2 Chron. XXV, 18.— Frauen ist auch der dem Originalworte entsprechende Ausdruck nicht. Sulamith war zwar schon Frau. Aber deßwegen muß sie eben nicht nothwendig wieder mit Frauen verglichen werden. Schöner und schmeichelnder ist der Vergleich, der zwischen einer Frau und zwischen Jungfrauen angestellt wird. Und das hebräische Wort kann hier nichts anders bezeichnen, als was es oben Kap. I, 5. hieß, die Maitressen des Königs. Diese aber wollten doch wohl für Jungfrauen wenigstens gehalten seyn!

g) Sulamith, zu bescheiden, als daß sie sich der letzten Rede des Salomo, welche für sie eine Eloge war, hätte für würdig erkennen sollen, antwortet gar nicht darauf, sondern wendet die Worte des Königs auf ihren Geliebten an, welches freylich dem König unangenehmer und ärgerlicher seyn mußte, als wenn sie blos gesagt hätte, sie sey einer solchen Eloge nicht werth, oder Salomo sollte aufhören, ihres vermeynten Reizes weitere Erwähnung zu thun. — Feiner läßt sich in der That keine Antwort denken, als die gegenwärtige ist. Salomo mußte ganz beschämt dadurch werden.

h) Eigentlich heißt es: Nach seinem Schatten sehne ich mich und sitze ich. d. i. nun: In, oder bey seinem Schatten wünsche ich zu sitzen. Sulamith führt die Metapher von dem Apfelbaum fort, und redet nun sehr schicklich von seinem Schatten, in welchem sie zu sitzen wünsche. Sie will, wie leicht erhellet, sagen: Mit diesem Aushub von

Adams-

Denn seine Früchte sind süß für meine Zunge. i)

4. — Auch Er kann mich ins Weinhaus führen! k)

Die

Adamssöhnen, der nur allein mir gefällt, wünsche ich, wie ehemals, vereiniget zu werden.

i) Früchte. In der Urschrift stehet zwar der Singular. Allein das Wort Fri wird gebraucht für alle Früchte, welche der Baum trägt. Weil man nun nicht gerne im Singular sagt: die Frucht des Baumes, sondern lieber: die Früchte: so glaubte ich ein Recht zu haben, das Wort im Plural brauchen zu dürfen. „Für meine Zunge.„ Das Wörtchen für habe ich deßwegen gewählt, weil es im Original stehet und doch auch deutsche Ohren nicht beleidiget. Sonst pflegt man zu übersetzen: Und seine Frucht ist meiner Kehle süße, wie Luther thut, oder Herr Prof. A.: „Und süß ist meinem Munde seine Frucht. Warum aber hat der Herr Prof. die Stellung der Worte im Original verlassen, und nicht so übersetzt, wie ich gethan habe? Und Kehle ist nicht das rechte Wort. Mit der Kehle schmeckt man nicht, wohl aber mit der Zunge. Die Etymologie des letztern bestätiget das Aethiopische.

k) Herr Prof. A.: „Wenn er mich ins Haus des Weinbergs führt.„ Hier hat der Herr Prof. etwas zu weit hinausgedacht. Er führt mich ins Weinbergs Haus, d.i. — Man versteht mich schon. — Aber das Weinbergs-Haus steht nicht im Original, sondern Weinhaus! Man muß sich hier etwas anders denken! — Vorhin sagte Sulamith, selbst die Person ihres Freundes wäre ihr schon über alles schätzbar. Nur aber wünschte sie wieder mit ihm vereiniget zu werden. Nun dachte sie aber freylich daran, daß sie alsdenn die königlichen Weine würde entbehren müssen, denkt aber doch, mein Freund kann mir ja vielleicht auch diese verschaffen: Auch er kann mich ins Weinhaus führen! Kurz, wenn ich um meinen Geliebten bin: so vereinigen sich in mir alle denkbare Arten der Wollust und des Vergnügens!

Die Decke, die Er über mich breitet, ist Liebe. l)

5. — Hal-

l) Luther: „Und die Liebe ist sein Panier über mir.„ Herr Prof. A.: „Wenn er mich ins Haus des Weinberges führet, und unter der Liebe Panier mit mir kämpft.„ Es ist dieses eine vom Herrn Ritter und Hofrath Michaelis entlehnte Uebersetzung, die er in einer Anmerkung zum Lowth S. 608. vorgetragen hat. Allein ich kann dieser Uebersetzung so wenig, als derjenigen beytreten, welche Herr A. von dem ersten Hemistichio geliefert hat. Diese Uebersetzung sagt Dinge, die ich in den Hebräischen Worten kaum mit dem Fernglas sehe. — Der sel. Herr Prof. Faber sagt in einer Anmerkung zu denen Beobacht. über den Orient. S. 458. Fahnen (Paniere) steckten im Morgenlande die Befehlshaber einer Caravane auf, wenn diese vom Reisen müde gewesen, ausgeruhet und nun wieder aufbrechen sollte, als ein Zeichen, daß sich die Caravane bey der aufgesteckten Fahne versammlen soll. Nun sagt er: „Was die Fahne eines „Befehlshabers für die Reisenden ist, das war die Liebe „des Bräutigams für die Braut;„ und übersetzt: „Er „führte mich ins Weinhaus, und seine Fahne für mich „war Liebe;„ das soll heißen: Seine Liebe gegen mich war der Antrieb, warum ich ihm folgte. So sehr ich den seel. Herrn Prof. Faber als meinen ehemaligen Lehrer schätze, so wenig kann ich diese seine Uebersetzung für richtig halten. Sie ist zu gekünstelt, und, wie es heutiges Tags ziemlich Mode ist, eine Orientalische Gewohnheit in den Text getragen, ob sie gleich der Verfasser nicht im Sinne hatte. Und wo bleibt der Zusammenhang? Besser: Das Hebräische Degel muß hier in der eigentlichen Bedeutung genommen werden, da es so viel als eine Decke heißt. (S. d. philolog. Komment.) Vorhin sagte Sulamith, daß sie sich in Ansehung des königlichen Weines, den sie, wenn sie aus dem Serrail gieng, missen müßte, gar wohl auch schadlos halten könne. Ihr Mann könnte ihr eben auch Wein verschaffen. — Nun muß hier, vermöge des Parallelismi Membrorum, etwas Aehnliches gesagt werden. — Vermuthlich bekam Sulamith von Salomo auch kostbare Decken, die sie des Nachts

über

5. — Haltet mir Blumen vor! Stärket mich
mit Aepfeln! m)
Denn ich schmachte vor Liebe! n)

6. O

über sich breiten mußte. Auch diese mußte sie nothwendig missen, wenn sie aus dem Serrail gehen wollte. Nun sagt sie: Sind diese Decken gleich zu kostbar, als daß mir mein Freund dergleichen machen lassen könnte: so hält er mich doch auf andre Art schadlos: „**Die Decke, die Er über mich breitet, ist Liebe!**„

m) Luther hat bey Uebersetzung dieses Hemistichii sehr treffende Worte gewählt: „Er erquicket mich mit Blumen, und labet mich mit Aepfeln.„ Nur aber darinnen gefehlt, daß er es auf den Mann der Sulamith zog. Es ist die zwote Person des Imperativs im Plural. Herr Prof. A.: „Mir leget unter häufiges Gras.„ Ist dem Herrn Ritter **Michaelis** wieder abgeborgt. Allein ich kann nicht beytreten. Denn das zweyte Hemistichium müßte eben so übersetzt werden: Leget mir Aepfel unter. Allein wie hart würde die Zärtliche auf Aepfeln geschlafen haben! Und das im Original stehende Zeitwort heißt nicht einmal **unterstreuen**; hierzu brauchen die Hebräer andere Wörter. Im philologischen Kommentar werde ich meine Uebersetzung rechtfertigen. — Aepfel. Hiebey haben einige an Citronen gedacht, ohne Zweifel, weil wir Deutsche unsern Patienten dergleichen zum Riechen geben. Allein andere Gewohnheiten hat der Deutsche, andere der Orientaler! Wir müssen hier an gemeine Aepfel denken. Denn jeder Apfel hat einen angenehmen und stärkenden Geruch, nur aber freylich immer eine Gattung einen stärkern, als die andere. Der Arabische Arzt Avicenna (Can. Med. B. II, S. 262.) rühmt sonderlich die Syrischen Aepfel, als wohlriechend und herzstärkend. Vergl. **Beobacht. über den Orient.** Th. I, S. 370.

n) Eigentlich: „Ich bin krank vor Liebe.„ Da es doch keine eigentliche Krankheit war: so wählte ich, als passender, das **Schmachten**. — Nachdem Sulamith dieses gesagt hatte: so legte sie sich, als eine Kranke, zu

6. O legte er seine Linke unter mein Haupt, und
seine Rechte umfaßte mich! o)

Salomo. p)

7. Ich beschwöre euch, Jerusalems Jungfrauen,

Bey

Bette. Dies müssen wir wegen des folgenden Verses wissen.

o) Hier hat Herr A. sehr gut übersetzt: Mir stütze seine Linke das Haupt! Mich streichle seine Rechte! Wunschweise. Doch glaubte ich einige andere Wörter wählen zu müssen, wovon ich anderwärts Rechenschaft geben werde. — Jetzt hört Sulamith auf zu reden, und schläft ein. Dies sehen wir unten aus Kap. V, 2. wo Sulamith die ganze Scene, die hier vorgieng, erzählt, und zwar mit Umständen, deren hier gar nicht gedacht wird, welches mir um so vielmehr ein Recht giebt, mir bisweilen etwas, das man zur Ergänzung der Geschichte erwartet, hinzu zu denken. — Da sich nun Sulamith des Tags über immer so lebhaft mit ihrem Geliebten unterhielt, und sich mit dem feurigsten Andenken an ihm zu Bette legte: so träumte sie auch von ihm. Im Schlafe hört sie ihn kommen und reden. Allein ihre Einbildungskraft betrog sie.

p) Hier läßt Herr Prof. Anton den Mann der Sulamith reden! Wie unwahrscheinlich! Wie wäre denn dieser daher gekommen? Und wie hätte er es, als ein dürftiger Schäfer wagen dürfen, in einem so gebieterischen Tone zu den königlichen Maitressen zu reden? Mit welchem Rechte konnte er sie beschwören? Freylich, wenn man den König hier reden läßt: so finden sich in der Folge Schwierigkeiten, die ich aber alle werde heben können.

q) War=

Bey den Rehen, bey den Hindinnen des Feldes. q)
Wo ihr diese Liebenswürdige stöhret, oder aufwecket,
Eher, als sie selbst will! r)

Sula-

q) Warum schwört Salomo bey Rehen? — Die Geschichte, die in diesem Liede erzählt wird, ist, wie ich schon in der Einleitung erinnert, würklich geschehen. Nur dürfen wir freylich nicht glauben, daß Salomo und Sulamith gerade die ausgesuchten, passenden Worte gebraucht habe, da die Geschichte selbst vorfiel. Daher glaube ich auch nicht, daß Salomo bey dieser Gelegenheit bey den Rehen geschworen. Die Begriffe, die wir in diesem Liede finden, gehören Salomo und der Sulamith unverändert zu. Nur kleidet sie der Dichter (Salomo) in seine Dichtersprache ein. Er schrieb eine Idylle nach den Regeln der Hebräischen Dichtkunst (die freylich nicht so strenge, als die unsrigen, oder als die Regeln der Griechen und Römer sind). Er braucht daher auch größtentheils solche Ausdrücke, die einem Schäferliede angemessen sind. Wenn er beschwören will: so beschwört er nicht etwa bey der königlichen Krone, oder bey seinem Pallaste, sondern bey Gegenständen, welche sich für eine Idylle schicken, bey Rehen, oder Hirschen, welche die Schäfer nicht selten in der Ferne laufen sehen.

r) Salomo war jetzt in das Zimmer der Sulamith getreten, um wieder mit ihr zu reden. Sulamith schlief aber. Die übrigen königlichen Maitressen wollten sie daher aufwecken. Allein Salomo litte es nicht, sondern sagte (und zwar ohne Zweifel etwas leise, und folglich mit veränderter Stimme) zu den Maitressen: Ich beschwöre euch ꝛc. und hierauf gieng Salomo, weil er die Sulamith nicht sprechen konnte, aus ihrem Zimmer wieder hinaus. Sulamith, welche schlummerte, und sich auch im Schlummer mit ihrem Geliebten unterhielt, hörte wohl jemanden reden, weil es ihr aber Salomons Stimme nicht zu seyn schien, und sie ohnehin im Schlafe mit ihrem Geliebten umgieng: so glaubte sie, dieser ihr Freund

 wäre

Sulamith.

8. Meines Lieblings Stimme! s) — Er kommt! —
Schon geht er auf den Bergen, schon setzt er über die Hügel,
9. Wie ein Reh und junger Hirsch. —
Schon steht er hinter unsrer Wand,
Schauet

wäre da, und dies um so viel mehr, da die Stimme, welche sie hörte, leise war, und ihr die Stimme eines Furchtsamen, (welches freylich ihr Mann, wenn er es wagte, in das königliche Serrail zu gehen, seyn mußte,) nicht aber Salomons Stimme zu seyn schien. Sie besann sich daher, ward munter, sprang auf und sagte: **Stimme meines Freundes!** v. 8. Dieses muß man wiss n, wenn man dieses Kapitel verstehen will. Aber eben weil man sich bisher nicht dahin versetzte, und sich diese Umstände dachte: so mußten freylich Schwierigkeiten übrig bleiben, Schwierigkeiten, die aber alle, wenn man nur an diese Umstände denkt, sogleich versiegen.

s) In diesem und dem folgenden Verse redet Sulamith recht als eine halb schlaftrunkene, halb in größten Affekt versetzte Person. Sie sagt ganz gebrochen: **Meines Lieblings Stimme!** weil sie ihn im Schlummer reden zu hören glaubte. Da sie aber die Augen aufthat, und ihn nicht im Zimmer sahe: so glaubte sie, weil sie sich einmal sehr lebhaft überzeugt hatte, daß ihr Gatte geredet habe, er müsse doch in der Nähe seyn. Ihre erhitzte und halb rasende Einbildungskraft sagte ihr eine Unwahrheit nach der andern. Er komme. — Er gehe schon auf den Bergen. — Ja, er stehe schon hinter ihrer Wand und schaue zum Fenster herein. — Stärker kann wohl der Affekt, in welchen eine nach den Gegenstand ihrer Liebe sich schmachtend sehnende Person, versetzt werden kann, nicht seyn. Wer Gefühl hat und mit der Dichtersprache bekannt ist, wird die dichterischen Schönheiten dieser Reden der Schäferinn bewundern müssen.

t) Sit=

Schauet zum Fenster herein, strahlet durch das Gitter. t)

10. Bald wird er mir zurufen: Auf, Freundinn, meine Schöne, komme! u)

11. Der Winter ist zu Ende, der Platzregen v) vorüber und versieget. w)

12. Schon

t) Gitter fällt unsern zärtlichen Abendländischen Ohren einigermaßen auf, weil wir bey einem Gitterfenster immer an ein schlechtes Boden- oder Kellerloch denken. Glasfenster hat man im Morgenlande nicht. Sie würden aber auch, in einem so heißen Klima, den Bewohnern eines Zimmers unerträglich seyn. Gitterfenster hingegen sind die gewöhnlichsten, weil bey deren Gebrauch nicht nur jene sehr wahrscheinlich zu vermuthende Unbequemlichkeit wegfällt, sondern diese auch noch den Nutzen haben, daß des Abends die kühle Luft die Zimmer durchstreichen, und die des Tags über in denselben gesammlete Hitze mäßigen kann.

u) Sulamith kam immermehr in Affekt. Vorhin glaubte sie schlummernd, ihn in ihrem Zimmer reden zu hören. Sie fuhr auf, sahe ihren Liebling nicht, glaubte, er müßte doch wenigstens in der Nähe seyn. Ihre erhitzte Einbildungskraft wies ihr ihn bald in der Ferne auf den Bergen, bald in der Nähe vorm Fenster, und weil sie ihn einmal hier zu sehen glaubte: so vermuthete sie auch schon, was er zu ihr sprechen würde: Der Frühling trete nunmehro ein, sie sollte sich daher aufmachen und ihrer Bestimmung folgen. Die Schilderung des Frühlings, welche die Schäferinn ihrem Manne in den Mund leget, ist gewiß sehr artig und gefallend.

v) **Das zu Endeseyn des Winters und Vorüberseyn des Platzregens** sind ganz gleichbedeutende Ausdrücke. Denn den morgenländischen Winter macht eine gewisse Regenzeit aus, die aber von kurzer Dauer ist. (S. Beobachtungen über den Orient, Th. I, S. 5. 15. 21.)

w) **versieget.** Das im Original stehende Wort gehet nicht blos auf das Vorüberseyn des Platzregens, sondern haupt-

 säch-

12. Schon sieht man Blumen auf dem Felde,
Die Zeit des Vögelgesanges nähert sich, x)
Die Stimme der Turteltaube hört man schon auf unserm
Felde. y)

13. Schon treibt der Feigenbaum junge Feigen,
Die Blüthen der Weinstöcke duften.
Mache dich auf, Freundinn, meine Schöne, komme!

14. Meine Taube, eingeschlossen in Felsen-Klüften,
in Hölen steiler Berge, z)
Zeige

sächlich auf das Vertrocknen des Regenwassers. Ich habe daher das letztere besonders durch das **Versiegen** ausgedrückt.

x) **Vögelgesang.** Andere denken hier an die **Beschneidezeit.** Die Etymologie rechtfertiget eine dieser Bedeutungen sowohl, als die andere. Und die Letztern haben noch überdies die alten Uebersetzer vor sich. Allein gleichwohl ist diese Bedeutung hier unschicklich. Denn 1) stehet nicht dabey, was beschnitten werden soll, welches man doch erwartete. 2) Im folgenden Hemistichio wird des Vögelgesangs wieder gedacht, und vermöge des Parallelismi Membrorum mußte auch im ersten Hemistichio desselben gedacht worden seyn. Mehr hiervon im philolog. Kommentar!

y) **Unser Feld.** Sulamith führet, wie ich schon oben erinnert, ihren Mann redend ein und legt ihm diejenigen Worte in den Mund, welche er zu ihr sprechen würde, wenn er würklich vor ihr stünde. Sie läßt ihn hier in der mehrern Zahl von sich reden: **Unser Feld,** d. i. das Feld, auf welchem ich und meine Mithirten herumirren.

z) **Eingeschlossen.** Dieses war auch die Schäferinn. **In Felsen-Klüfte — Hölen steiler Berge.** Hierdurch wird, wie jeder leicht einsiehet, die Schwierigkeit angezeigt

Zeige mir deine Gestalt! Laß mich hören deine Stimme!
Deine so anmuthige Stimme! Deine so schöne Gestalt!

15. Fangt uns die Füchse, die kleinen Füchse,
Der Weinberge Verwüster, auch unsrer Weinberge in
der Blüthe. a)

16. Mein Freund ist mein und ich bin sein,
Der unter Lilien weidet, b) bis der Tag sich kühlet und
die Schatten entfliehn. c)

17. Kehr

zeigt, aus dem Serrail loszukommen. Etymologische Beweise, für die Richtigkeit meiner Uebersetzung dieses Verses, werde ich in dem philologischen Kommentar führen.

a) Der 15. V. klingt einem anfänglich sehr wunderlich. Wenn man aber daran denkt, daß Sulamith eine Weinbergshüterinn gewesen, und weiß, daß im Morgenlande die Felder und sonderlich Weinberge durch eine gewisse Art kleiner Füchse, welche auf Persisch Schagals heißen, grossen Schaden leiden, und sich endlich noch die Schäferinn in Affekt versetzt vorstellt: so wird der ganze Vers sich wohl zum vorhergehenden reimen. Daß diese Füchse, welche hier Verwüster der Weinberge genannt werden, würklich Schagals sind, wird aus der Beschreibung, welche Kazuin, ein Araber, von diesem Thiere giebt (S. meine Arabische Chrestomathie, S. 37.), wahrscheinlich. Er sagt: „Der Ibn Awa, der auf Persisch Schagal heißt, ist ein Thier, welches die Weinstöcke verheeret.„ — Uebrigens habe ich das Laufende dieses Verses im Original, wodurch die Gefahr ausgedrückt werden soll, auch bey der Uebersetzung einigermaßen auszudrücken gesucht.

b) Dies sind Sulamiths eigne Worte, nicht mehr Worte, welche sie ihrem Freunde in den Mund leget. Sie sahe am Ende, daß sie sich durch ihre Einbildung habe täuschen lassen; daß ihr Geliebter nicht komme: sie denkt

17. Kehr um, mein Freund, flüchtig, wie ein Rehe auf den Gebirgen! d)

Das

sich ihn daher wieder auf dem Felde, weidend unter Lilien. Daher spricht sie: **Mein Freund ist mein, und ich bin sein, der unter Lilien weidet.** Sie will sagen: Mein Freund sey nun in der Ferne, oder in der Nähe: so bin ich sein Eigenthum, so, wie er das meinige. — Aus dem Beysatz: **der unter Lilien weidet**, bestätiget sich dasjenige, was ich oben erinnert habe, daß die Lilie eine gemeine Feldblume gewesen sey, welche die Schäfer ohne Bedenken abhüteten. S. oben **Kap. II, 1. Anm. e.**

c) Die meisten Ausleger ziehen diese Worte: **bis der Tag sich kühlet und die Schatten entfliehn**, zum folgenden. Allein alsdenn ist der Ausdruck ganz überflüßig und unschicklich. Es müssen diese Worte nothwendig zum vorhergehenden gezogen werden, so, wie unten **Kap. IV, 5. 6.**

d) **Kehr um.** Erklärungen dieses Verses suche ich in alten und neuen Auslegern vergeblich. Wenn man, wie einige thun, annimmt, die Worte V. 10 — 15. habe würklich der Schäfer gesagt, und man sich ihn also vorhin, als gegenwärtig, vor der Sulamith stehend dachte: so kann hier die Schäferinn nichts anders zu ihrem Freunde haben sagen wollen, als: „Mein Freund, gehe wieder fort!„ Wer hat aber wohl ein so dickes Gehirn, der dieses glauben könnte? — Besser! Sulamith, durch ihre Einbildungskraft getäuscht, glaubte oben würklich, ihren Freund kommen zu sehen. Am Ende aber (da sie sich besonnen hatte) verschwand er wieder. Sie wünscht daher hier, und ruft ihm zu, er sollte doch, wenn der Tag sich kühlet u. s. w. das ist, Abends wieder kommen! Eben so geschwinde über die Berge setzen, als das vorige Mal, aber freylich so, daß ihn nicht blos ihre Einbildungskraft, sondern ihre Augen sehen möchten.

e) Man

Das dritte Kapitel.

Sulamith. e)

1. Auf meinem Bette, bey später Nacht, suchte ich
meinen Liebling. f)
Ich suchte ihn — und fand ihn nicht.
2. Ich will mich aufmachen, und rings umher gehen

In

e) Man bemühe sich nicht, eine Aufklärung dieses Kapitels in den Kommentaren über dieses Lied zu suchen. Die Bemühung möchte vergeblich seyn. Folgendes aber möchte vielleicht das Verständniß eröffnen: In dem letzten Vers des vorigen Kapitels wünschte die Schäferinn und hoffte, ihr Freund möchte doch Abends wiederkommen — (denn Sulamith glaubte noch immer, ihr Freund wäre vorhin in der Nähe gewesen. —). Sie schlummert auch, in der Hoffnung, daß er kommen würde, ein. Ohngefähr wachte sie des Nachts auf, suchte in ihrem Bette nach ihrem Freunde, fand ihn aber nicht. Sie entschloß sich daher, weil sie noch immer lebhaft davon, daß ihr Liebling oben, da sie im Schlafe eine Stimme gehöret hatte, um sie gewesen, überzeugt war, ihrem Freunde, weil sie ihn noch in der Nähe vermuthete, nachzusetzen, welches sie, nachdem sie zum ersten Mal das Serrail verlassen, auch würklich that.

f) „Auf meinem Bette.„ Bey dem Bette denke man ja nicht an ein deutsches Federbette, sondern an ein Canapee, oder Sofa, auf welchem die Morgenländer, mit einer Matrazze bedeckt, gerade, wie wir auf unsern Federbetten, schlafen. — „Bey später Nacht.„ Der Kenner des Hebräischen wird mich wohl schwerlich fragen, warum ich das spät eingerückt habe. Im Hebräischen stehet der intendirende Plural, welcher im Deutschen nicht besser ausgedrückt werden kann. — Liebling. Nicht gerne mochte ich Hebräisch-Deutsch übersetzen, sonst würde ich haben sagen müssen: Den meine Seele liebet. Sagt das deutsche Wort Liebling etwas anders?

g) Thor-

In der Stadt, auf den Straßen und Thorplätzen, g)
Suchen meinen Liebling — Suchen will ich ihn.
Sollte ich ihn nicht finden?

3. Stoßen mir die Wächter auf, die in der Stadt umher gehen,
Will ich sie fragen: Habt ihr meinen Liebling nicht geseh'n?

4. Bald, wenn ich vor ihnen vorüber bin, muß ich antreffen meinen Liebling.
Denn will ich ihn halten und nicht los lassen,
Bis ich ihn gebracht habe in meiner Mutter Hauß,

Ins

g) **Thorplätze.** Nur diejenigen, welche mit dem Oriente und der orientalischen Bauart unbekannt sind, denken hier an Straßen oder Gassen. — Es ist eine bekannte Sache, daß ehemals bey den alten Hebräern unter den Stadtthoren Gericht gehalten wurde. (Vergl. 5 Mos. XXI, 9. XXV, 6.7. Ruth IV, 1. u.s.w.) Die Absicht dieser Einrichtung war, auf Seiten der Richter, allen Schein und Verdacht der Ungerechtigkeit von sich abzulehnen, indem das Volk selbst zusehen, zuhören und die Streitigkeiten nebst der richterlichen Entscheidung derselben beurtheilen konnte, auf Seiten des Volks aber, damit die Strafen, welche denen Schuldigen zuerkannt wurden, in ihnen einen desto lebhaftern Eindruck machen und einen Abscheu für Schandthaten erregen möchten. Sollte nun das Volk sich bey solchen Gelegenheiten vor den Thoren versammlen können: so mußte auch Raum darzu da seyn. Man bauete daher vor denjenigen Thoren, in welchen Gericht gehalten wurde, freye Plätze, nach Art unsrer Märkte, und die hießen **Rehoboth**, welche man, wie ich gethan habe, durch **Thorplätze** füglich übersetzen könnte. Außer der Zeit aber, daß Gericht gehalten wurde, bediente man sich dieser Thorplätze statt der Spaziergänge, oder setzte sich zum Zeitvertreib bey müßigen Stunden dahin. — Und hier in unsrer Stelle vermuthete Sulamith, sie möchte vielleicht ihren Freund an einem solcher Thorplätze sitzend antreffen.

h) Je-

Ins Gemach meiner Gebährerinn. h)

5. Ich beschwöre euch, i) Jerusalems Jungfrauen,
Bey den Rehen, bey den Hindinnen des Feldes;
Wo ihr diese Liebenswürdige stöhret, oder aufwecket,
Eher, als sie selbst will! Salo=

h) Jetzo NB. schleichet sich Sulamith aus dem Serrail, und will dasjenige ausführen, was sie sich vorhin vornahm. Es kommt überaus viel darauf an, daß man dieses weiß. Es ist nicht genug, daß man sagt, die Schäferinn sey aus dem Serrail entlaufen, man muß auch wissen, wenn? Meiner Ueberzeugung nach, gieng sie jetzo aus dem Serrail heraus, nachdem sie die Worte des V. 4. gesprochen hatte. Denn 1) im Kap. V, 6. sagt sie ausdrücklich, daß sie der Stimme ihres Geliebten: **Ich beschwöre euch** 2c. nachgegangen, daß sie ihn gesucht, von Wächtern, bey welchen sie nach ihrem Freunde fragen wollte, geschlagen worden sey. Nun sähe ich nicht ein, wo sich sonst im ganzen Liede, außer hier, dieses denken ließ. Unten, im Kap. V. erzählt sie, daß es geschehen, daß sie aus dem Serrail herausgelaufen, aber da gehet sie nicht erst hinaus. Dies lehrt der Augenschein. 2) Die Worte: **Ich beschwöre euch** 2c. V. 5. sind diejenigen Worte, welche oben Sulamith im Schlummer hörte, und für Worte ihres Geliebten hielt. Sie meynte daher, er müßte noch in der Nähe seyn. Sie setzt ihm nach, und da sie aus dem Pallaste des Königs heraus war, fielen ihr jene bedenklichen Worte wieder ein, sie wiederholt sie daher, und denkt ihnen weiter nach. 3) Setzen wir die Flucht Sulamiths aus dem Serrail nicht hieher: so ist dieses ganze Kapitel von hieran, was es bisher war, ein unerklärbares Räzel. 4) Es ist sehr natürlich, und nicht der geringste Punkt macht meine Vermuthung unwahrscheinlich.

i) Wenn man weiß, daß Sulamith eben jetzo ihrem Freunde nachgehe: so verstehet man wohl, was die Wiederholung dieser Worte hier machen soll. Herr Prof. A. sagt in einer besondern Anmerkung: „**Das muß der Mann** „**der Sulamith sagen; er glaubt also, sie schlafe noch,** „**und zwar, indem er bey dem Pallast des Königs** „**stehet; denn, daß sie jetzt in den Armen ihres Man=** „**nes**

„nes liege, kann ich dem Herrn C. X. (Jacobi) nicht „glauben, weil ich nicht sehe, wie sie dahin gekom„men sey.„ Daß der Mann der Sulamith diese Worte spreche, kann ich dem Herrn Professor nicht glauben, weil ich nicht sehe, wie dieser Schäfer habe ins königliche Serrail kommen können. Und gesetzt, ich denke mir auch diese nicht geringe Schwierigkeit gehoben: so sehe ich nicht ein, was der Schäfer mit den Worten: Ich beschwöre euch ꝛc. sagen wolle? Durfte es wohl der arme Schäfer wagen, die königlichen Maitressen in einem so gebieterischen Tone anzureden? Schon daraus hätte man, so wie oben Kap. II, 7. schließen können, daß diese Sprache weiter niemand habe führen dürfen, als Salomo, der König, selbst. Gesetzt auch, der Schäfer hätte hier einmal ein Versehen begangen, und solchen Personen, welche nicht unter seinem Hirtenstab stunden, befehlen wollen, so ist wieder unbegreiflich, warum er denen Maitressen gebietet, seine Frau nicht aufzuwecken. War einmal der Schäfer im Serrail: so war er ohne Zweifel deßwegen hineingegangen, um seine Gattinn zu sprechen, oder noch besser, sie zu entführen. Aber wenn er dieses Willens war: so erreichte er seine Absicht nicht, wenn seine Schöne schlief, und noch weniger dadurch, wenn er nicht einmal erlaubte, daß sie aufgeweckt würde. Aber wenn auch der Schäfer würklich Gelegenheit und Erlaubniß gehabt hätte, ins Serrail des Königs zu gehen: so würde er, wenn er seine Freundinn nicht allein hätte sprechen können, sich gleichwohl dieser Gelegenheit nicht bedienet haben. Ohne Zweifel wollte er ihr Gelegenheit an die Hand geben, wie sie wieder in die Freyheit kommen könnte. Allein dieses durften die königlichen Maitressen wohl nicht hören. — Nunmehr leuchtet wohl das Unwahrscheinliche der Meynung, daß hier der Schäfer rede, deutlich genug ein. Und ich muß mich wundern, daß in so vielen Jahrhunderten noch kein Erklärer dieses Liedes darauf verfallen ist, wodurch ich mich in den Stand gesetzt habe, dieses ganze Kapitel zu verstehen. — Ueberhaupt muß ich hier einmal für allemal wider Herrn Consistor. Rath Jacobi und Herrn Prof. Anton erinnern, daß der Mann der Sulamith in diesem ganzen Liede nicht rede, ausgenommen im vorletzten Verse des achten Kapitels. Davon aber a. f. O. — Also merke man sich zur Aufklä-

Salomo.

6. Wer ist die, k) die den Fluhr heraufkommt,
wie eine Rauchseule,
Beduftet mit Myrrhen und Weyhrauch, mehr, als
jeder Gewürzverkäufer? l)

7. Sa-

klärung dieses schweren Kapitels folgendes: a) Sulamith nahm sich vor, aus dem Serrail zu gehen und ihren Mann zu suchen. V. 2. 3. 4. b) Sie that dieses, und da sie aus dem Serrail heraus war: so denkt sie den Worten nach, die sie im Schlummer hörte und für Worte ihres Mannes hielt, und wiederholt sie. V. 5. c) Nachdem sie einige unangenehme Schicksale, welche sie unten Kap. V, 7. erzählt, erfahren hatte; und gleichwohl fand sie ihren erwünschten Liebling nicht. d) Um sich nun nicht zwischen zween Stühle niederzusetzen, gieng sie, wiewohl ungerne, auf das Serrail wieder zu. e) Salomo sieht sie von ferne wieder kommen, und für Freuden, daß er sie nur sich wieder nähern sahe, gedachte er an das Versehen, daß sie ohne königliche Erlaubniß aus dem Pallaste des Königs entlaufen, gar nicht, sondern bewundert auch in der Ferne ihren Reiz. f) Endlich, da Sulamith noch auf dem Gefilde gieng, wandte sich Salomo zu seinen übrigen Maitressen, und wundert sich über die Sprödigkeit und Fühllosigkeit dieser Schönen, daß auch sogar seine Macht und alle seine Pracht nicht vermögend wäre, sie seinem Willen zu unterwerfen. V. 7. 8. 9. 10. 11.

k) Man darf nicht glauben, als habe Salomo nicht gewußt, wer da auf dem Gefilde daherkomme. Er kannte diese Schöne zu gut! Man siehet leicht ein, daß Salomo hier nicht eigentlich fragen, sondern den Reiz dieser Schönen bewundern wolle.

l) Beduftet. Die Uebersetzung der letzten Hälfte dieses V. 6. muß ich rechtfertigen, weil es aber, ohne orientalische Charactere zu malen, nicht geschehen kann: so verspare ich die Beweise der Richtigkeit in meinen philologischen

7. Salomons Bette umzingeln sechszig Helden, m)

Aus-

schen Kommentar. Doch sey mir erlaubt, über die einzelnen Ausdrücke einige Anmerkungen zu machen. „Mehr, als jeder Gewürzverkäufer.„ Hier wird man fragen, gab es denn zu Salomons Zeit schon Gewürzhändler? Diese Frage kann ich nicht nur mit Ja beantworten, sondern auch noch überdies beweisen, daß der Gewürzhandel beynahe unter allen der älteste sey. Schon zu Jacobs Zeiten finden wir ihn. 1 Mos. XXXVII, 25. stehet, die Ismaeliten hätten mit allerhand Gewürzen nach Egypten gehandelt. (Vergl. Celsius Hierob. Th. I, S. 528.) Es ist dieses deßwegen, weil die Morgenländer mehr, als alle andere Völker, von Gewürzen Gebrauch machen, sehr begreiflich. — Um das Richtige des Vergleichs aber selbst zu fühlen, denke man nur ungefähr an diejenigen Ungarn, welche in Deutschland allerhand wohlriechende Oele verkaufen. — Nun aber ist noch eine Frage zu beantworten übrig. Wie konnte denn Salomo wissen, daß die in der Ferne gehende Schäferinn mit Myrrhen und Weyhrauch beduftet sey? Konnte dieses Salomo vielleicht sehen? oder riechen? Wohl keines von beyden! — Das morgenländische Frauenzimmer beräuchert und begießet sich mit wohlriechenden Dingen, um denjenigen Personen, in deren Gesellschaft es ist, einen anmuthigen Umgang zu gewähren, kurz, um sich eine gewisse Anmuth, oder Reiz zu geben. Diesem zufolge heißt nach wohlriechenden Dingen riechen und anmuthig, oder reizend seyn, einerley, so, wie oben Kap. I, 3. Anmerk. e. Salomo will also nichts anders sagen, als: **Was für eine reizende Schöne kommt auf den Fluhren daher?** Auch andre morgenländische Dichter zeichnen den Reiz einer Schönen dadurch, daß sie sagen, sie dufte eine wohlriechende Athmosphäre. **Motanabbi**, ein arabischer Dichter, sagt in dem 66sten Gedichte:

Bewegt sich die Schöne, so ist sie Muskus,
Geht sie des Nachts entschleyert einher: so ist sie eine Sonne.

d. i. Eine durch ihren Reiz bezaubernde Schöne.

m) Es ist hier sehr schwer einzusehen, wer V. 7. 8. 9. 10. 11. rede, Sulamith kann nicht reden, denn diese hatte

noch

Ausgewählt unter den Helden Israels.

8. Sie alle, oft schon angefallen von feindlichen Schwerdtern,
Sind erfahrne Krieger.
Jeder

noch nie so vortheilhaft vom König gesprochen, als es hier geschicht. Hernach ist es auch nicht wahrscheinlich, daß Sulamith, da sie V. 6. noch in der Ferne gieng, V. 7. schon wieder im Serrail seyn und sogleich die Pracht des Salomo bewundern sollte. Endlich sehe ich auch nicht ein, aus welcher Absicht? Andre neuere meynen, der Mann der Sulamith rede hier. Allein an diesen darf man am allerwenigsten denken. Denn jetzo ist es eben am unbegreiflichsten, wie er ins Serrail hätte kommen können, und was er darinnen habe machen wollen, oder auch, warum sich dieser Schäfer zum Lobredner der königlichen Macht und Pracht des Salomo aufgeworfen hätte. Alle Ausdrücke streiten darwider. — Ja auch schon aus dem bisherigen läßt sich einsehen, daß der Mann der Sulamith nicht im Serrail gewesen seyn könne. Denn Sulamith gieng, wie ich oben erinnerte, heimlich aus demselben hinaus, aus der Absicht, um ihren **Liebling** zu suchen und alsdenn bey ihm zu bleiben, und mit ihm davon zu gehen. Nun aber traf Sulamith ihren Geliebten nicht an. Um sich nun nicht zwischen zween Stühlen niederzusetzen, gieng sie frühe in der Dämmerung auf das Serrail trostlos wieder zu. Wenn nun ihr Mann hier reden sollte: so müßte sie ihn mitgebracht haben. Dieses aber ist abgeschmackt. — Was ist nun übrig? Die Maitressen des Königs können auch nicht reden. Denn diese werden V. 11. angeredet. Nun kann man an weiter niemand, als an Salomo denken. **Salomo redet** selbst. Was will aber Salomo damit sagen, wenn er V. 7 — 11. von seiner königlichen Pracht redet? Diese Frage habe ich schon oben, zu Ende der Anm. i.) ganz kurz beantwortet. Nämlich Salomo hatte Sulamith auf dem Gefilde gehen sehen, und vermißte sie daher in seinem Serrail. Salomo wundert sich darüber, redet seine übrigen Maitressen an, und stellt ihnen die Thorheit der

Jeder trägt ein Schwerdt an der Seite,
Wider die schaudernde Nacht.

9. Der

Sulamith vor, daß sie sich auch sogar durch seine königliche Pracht, welche ihr das bequemste Leben, welches sich ein Mensch nur wünschen könnte, gewährte, nicht wollte gewinnen lassen. Und hierbey läßt sich einsehen, warum hier die Pracht des Königs gezeichnet wird. — Man sollte freylich vermuthen, Salomo rede hier im Zorne, aufgebracht durch die Kühnheit der entlaufenen Schäferinn. Allein weil er durch sie einmal bezaubert war: so hatte dieser, besonders bey einem Könige sonst gefährliche Affekt, bey ihm nicht Statt. Er war nur dabey zufrieden, daß er seine Schöne dem Serrail sich wieder nähern sahe. — Ich erwarte freylich, da ich behaupte, Salomo rede hier, den Einwurf (den aber freylich nur ein Anfänger machen möchte): Es werde ja von Salomo in der dritten Person geredet: so könne er ja nicht selbst reden. Es ist dieses eine nicht ungewöhnliche Sache, daß Könige, wenn sie sich ein Ansehen geben wollen, von sich in der dritten Person reden. Dieses bemerke ich wenigstens an Salomo. Hingegen wenn er sich, sonderlich gegen die Schäferinn, herunterläßt, redet er in der ersten Person, und zwar in der einfachen Zahl von sich. Wer daran, daß die Hebräer auch in der dritten Person von sich reden, zweifelt, der lese nur Mosis Geschichte, wo Moses ordentlicher Weise in der dritten Person von sich redet, oder auch die Propheten: so wird ihm keine Bedenklichkeit mehr übrig bleiben. — Im V. 7. 8. redet Salomo von seiner Macht, oder vielmehr von der ungestöhrten Ruhe und Sicherheit, welche er des Nachts genieße. Sechszig geharnischte Helden umstellten sein Bette, und diese sicherten ihn für allem Schrecken und Gefahr der Nacht. Und hiermit will er sagen, daß Sulamith thöricht handle, daß sie des Nachts entlaufe und sich tausenderley Gefahren aussetze, da sie, wenn sie bey Ihm bliebe, eben diejenige Ruhe und Sicherheit genießen sollte, auf welche Er, als König stolz seyn könnte. Nunmehr siehet man wohl ein, was Salomo V. 7. 8. mit seinen Helden wolle. Meines Wissens hat, zu meiner

größten

9. Der Thron, n) den sich Salomo gebauet
hat, ist aus Bäumen Libanons,

10. Die Pfeiler von Silber,
Die Träger von Gold,
Der Sitz purpurn,
Innwendig ausgelegt.
Reizender (anzusehen) als Jerusalems Jungfrauen. o)

11. Kommet und bewundert, Zions Jungfrauen, den König Salomo,
Bewundert die Krone, mit der ihn krönte seine Mutter

An

größten Verwunderung, noch kein Ausleger dieses Liedes hieran gedacht.

n) Thron. Andre denken hier an eine Sänfte. Allein was soll die Sänfte hier? Und lassen sich wohl die V. 10. vorkommenden Prädikate mit einer Sänfte reimen? Was sollen Seulen, Pfeiler, Träger bey einer Sänfte machen? Und gesetzt, die Prädikate im V. 10. wären so beschaffen, daß sie sich zu einer Sänfte schickten: so möchte man doch fragen: Ist es eine Sänfte, sie sey auch so kostbar als sie wolle, werth, daß ein König, der seinen Pracht beschreiben will, jene zum Gegenstande nimmt? Eine Sänfte, welche gar nichts Characteristisches von einem Könige enthält? Ein königlicher Thron, der unter tausenden der prächtigste ist, ist der Beschreibung eines Königs würdiger! Indessen ist dieses nicht der einzige Grund, warum ich das in der Urschrift befindliche Wort durch Thron übersetze. Die übrigen philologischen wird der philolog. Kommentar liefern.

o) Als Jerus. u. s. w. ist ein wunderbarer Vergleich, der sogar in unsrer abendländischen Poesie ein Fehler seyn würde. Allein die Regeln der morgenländischen Dichtkunst

An seinem Vermählungstage,
An dem Tage, da sein Herz frölich war. p)

Das

sind nicht so strenge, sonderlich waren sie es nicht mehr in demjenigen Zeitalter der hebräischen Sprache, in welchem dieses Lied geschrieben worden. Indessen läßt sich dieser Vergleich hier in unserm Liede, dessen Verfasser ein verliebter König ist, eher rechtfertigen, als wenn er anderwärts, etwa in den Psalmen, oder sonst wo, vorkäme. Denn Salomo war ein großer Verehrer des schönen Geschlechts, und daher führte er die Schönen Jerusalems immer in seinem Munde. Wenn er nun hier von der Schönheit, von der Pracht seines Thrones reden will: so fallen ihm dabey seine Zionstöchter wieder ein.

p) Nachdem nun Salomo den Pracht seines Thrones beschrieben: so fährt er fort und sagt zu seinen Maitressen (— denn Sulamith gieng jetzo noch auf dem Gefilde, und war noch nicht wieder in den Pallast des Königs getreten —): Nun sollten sie denken, da sein Thron an und für sich selbst so prächtig wäre, wie viel Pracht und Glanz er noch überdies gewinnen würde, wenn er sich erst mit seiner königlichen Krone auf denselben setzte. Und nun sollten sie an das Bezeigen der Schäferinn denken, wie taub, wie blind, wie fühllos sie wäre, daß sie sich nicht einmal einem König, und zwar einem König, dergleichen Er wäre, ergeben, oder ihren Schäferstab mit dem königlichen Scepter nicht einmal vertauschen wollte! Da nun Salomo dasjenige, was der V. 11. enthält, vollends zu seinen Maitressen gesagt hatte: so trat die Schäferinn, die bisher noch auf dem Gefilde daher kam, in den königlichen Pallast. Und sogleich bricht Salomo von seinen bisherigen Reden ab, und fängt an, die körperlichen Vollkommenheiten der Schäferinn auf dichterisch-übertriebene Art zu malen, aus der Absicht, um sie doch endlich zu gewinnen. — Hätte man doch diese Züge bisher bemerkt: so würde dieses Lied weniger räzelhaft gewesen seyn!

*) Jetzo

Das vierte Kapitel.

Salomo.*)

1. Du bist schön, meine Freundinn, schön bist du!
Deine Augen, hinter deinem Schleyer q), sind Taubenaugen.

*) Jetzo müssen wir uns vorstellen, daß Sulamith eben wieder ins Serrail getreten sey, und sogleich fängt Salomo an, seiner wieder erbeuteten Schönen solche Schmeicheleyen vorzusagen, daß diese mit denenjenigen, welche wir bisher lasen, in gar keinen Vergleich zu stellen sind. Er redet nun von V. 1 bis 6. ununterbrochen fort. In V. 6. aber fällt ihm Sulamith in die Rede. — Salomo will in diesem ganzen Stücke nichts anders sagen, als: Du bist eine so anmuthige Schöne; es vereinigen sich in dir solche reizende Vollkommenheiten, daß du dich selbst zu beleidigen scheinest, wenn du dich ferner zu einer Weinbergshüterinn wolltest gebrauchen lassen. Deine liebenswürdigen Eigenschaften machen dich würdig genug, mir, als einem Könige, an der Seite zu sitzen, und überhaupt gleiche Rechte mit mir zu genießen.

q) „Hinter deinem Schleier.„ Die im Original stehenden Worte haben mir nicht wenig zu schaffen gemacht, nicht, als wenn mich die orientalischen Dialecte etwa verlassen hätten, sondern sie lieferten mir lauter solche Bedeutungen, die sich entweder nur hieher und nicht hinunter zu V. 3. wo dieser Ausdruck wieder vorkommt, oder umgekehrt, schickten. Nun ist freylich nichts weiter übrig, als zu rathen. Der Herr Ritter Michaelis, (beym Lowth S. 635. Anm. 135.) denkt hier, nicht ganz ohne Grund, an den Schleier, und diesen haben auch hier in unsrer Stelle und in einer andern, einige alte Uebersetzer

Dein Haupthaar ist wie eine Heerde (schwarzer) Ziegen,
Welche entwollet nach Gilhad eilen. r)

2. Dir stehen die Zähne, wie eine Heerde muntrer Schaafe, s)
Die aus der Schwämme zurückkommen,
Mütter von Zwillingen,
Und unter welchen keines ohne Lämmer ist.

3. Wie

tzer verstanden, und deßwegen trete ich hier Herrn Ritter M. bey. Auch der Herr Prof. A. hat so, wie ich, seinen Schleier von jenem entlehnt.

r) Diese Uebersetzung eines sonst schweren Ausdrucks werde ich im philolog. Kommentar rechtfertigen.

s) „Muntre Schaafe.„ Die gemeinen Ausleger denken hier an beschorne Schaafe. Allein das im Original befindliche Wort ist dieser Bedeutung nicht fähig. Das Stammwort heißt zwar abschneiden. Allein in einem ganz andern Verstande, als es hier gebraucht werden müßte. Und was sollen am Ende eben geschorne Schaafe hier? Die Worte im Original würden, wenn man an ein gewisses hieher gehöriges arabisches Stammwort denkt, eigentlich heißen: Deine Zähne sind wie eine Heerde vom allzuvielen Saufen zurückgehaltener Schaafe. Da ich auf diesen Gedanken, durch Hülfe des Arabischen, ganz ohne fremde Belehrung, gekommen war, und ihn schon für den hier allein richtigen hielt: so fand ich, zu meinem größten Vergnügen, daß Herr R. Michaelis beym Lowth S. 634. Anm. 134.) gerade diesen Sinn in diesen Worten gefunden hat. Er erinnert dabey sehr richtig, daß Schaafe, welche selten zu saufen bekommen, gesünder und muntrer sind, als andre, welche man hierinnen nicht gehörige Maaße halten läßt. (S. Hastfer von der Schaafzucht, Th. I. Kap. 3. §. 27. Th. II. Kap. 1. §. 4.) — Also „gesunde und muntre Schaafe.„ Gesun-

3. Wie eine purpurrothe Halsschnur sind deine
Lippen,
Und reizend deine Sprache.
Wie die Schaale des Granat-Apfels sind deine
Wangen,
Hinter deinem Schleier.

4. Dein Hals ist wie Davids Thurm, t)
Zum Waffenbehältniß erbauet,
In welchem tausend Schilde hängen, und alle
Köcher der Helden.

5. Dei-

sunde Schaafe aber haben auch weißere Wolle, als die ungesunden; und noch überdies steht dabey: Die aus der Tränke, oder besser: Schwämme, zurückkommen." **Mütter von Zwillingen.** Nur starke und gesunde Schaafe können Mütter von Zwillingen werden. — Mit allen diesen Umschweifen will Salomo weiter nichts sagen, als: Deine Lippen bedecken schneeweiße Zähne.

t) Ein Vergleich, der, überhaupt betrachtet, ganz colossisch klingt. Indessen wage ich es doch nicht, ihn durchaus für fehlerhaft zu erklären. Hätten wir von diesem Thurm eine genaue Beschreibung übrig: so würden wir vielleicht mehr dabey fühlen, als wir es ohne dieselbe im Stande sind. Ohne Zweifel siehet Salomo dabey auf die Länge, auf das Gerade und Wohlproportionirte des Halses der Schäferinn. Darf ich aber wohl noch eine Vermuthung wagen? Vielleicht war dieser Thurm, der die Stelle eines Zeughauses vertrat, und folglich dadurch, daß er die Waffen und andere Kriegsgeräthe der Israelitischen Militz verschloß, merkwürdig wurde, aus **weißem Marmor**, und wenn dieses, wie ich aus mehrern Gründen wahrscheinlich vermuthe, richtig ist: so würde also der Vergleich auf die **Weiße des Halses** der Sulamith zu ziehen seyn, welches man auch hier am ersten erwartet. Unten Kap. V, 15. vergleicht Sulamith die Beine ihres, nach ihrer Meynung unter Millionen Adamssöhnen sich auszeichnen-

 den

5. Deine beyden Brüste sind wie zwey Reh-
kälber, u)
Zwillinge einer Hindinn,
Die unter Lilien weiden, bis der Tag sich kühlet und
die Schatten entfliehn.

Sulamith. v)

6. Ich muß erst auf den Myrrhenberg und auf den
Weyhrauchshügel gehen.

Salo-

den Freundes mit **weißen Marmorsäulen.** Und hieraus sehen wir wenigstens, daß der weiße Marmor dem Salomo keine unbekannte Sache war, und er also damit den weißen Hals seiner Schönen habe vergleichen können.

u) **Reh-Kälber.** Ein eben so artiger, als kühner Vergleich! Junge, besonders noch säugende Reh-Kälber pflegen stark und fett zu seyn. Der in der folgenden Zeile stehende Zusatz: **Zwillinge einer Hindinn,** ist ebenfalls sehr gut ausgesucht. Es soll die vollkommene Gleichheit der Brüste dadurch angezeigt werden.

v) Dies sind wieder Sulamiths Worte, welche, meiner Einsicht nach, sehr vielsagend und zweydeutig sind. Gemeiniglich wischt man über diesen Vers hin, und ist um die Absicht, aus welcher sich Sulamith dieser Worte bedienet, unbesorgt. — Was erwartet man wohl hier? — Entweder, daß Sulamith dem König auf seine übertriebene Schmeicheleyen, aus Bescheidenheit, antworte und sage: sie bemerke keinesweges so seltne Vollkommenheiten an sich, als Salomo an ihr zu entdecken glaubte, oder daß sie, der Lobrede müde, sich von dem König entfernen wolle. Das letztere findet Herr Prof. A. in diesen Worten. Ich aber beydes zugleich! — Es nennet Sulamith zween Berge, zu welchen sie gehen wolle, ohnfehlbar aus der Absicht, um vom Könige loszukommen. — Sie nennt aber gerade einen **Myrrhen-Berg** und einen

Weyh-

Salomo.

7\. Vollkommen schön bist du, meine Freundinn,
und kein Fehl an dir. w)

8\. Mit mir komme, Braut, auf Libanon,
Denn darfst du dich auf des Amana's Spitze
wagen,
Auf den Gipfel Senirs und Hermons,
In

Weyhrauchs-Hügel. Warum? Diese Frage ist bisher noch unbeantwortet geblieben. — Ich erinnere vorher wieder die Leser, daß man sich im Morgenlande mit wohlriechenden Dingen, dergleichen Myrrhen und Weyhrauch sind, beräuchere, um sich eine gewisse Anmuth zu geben; um einem andern zu gefallen. Was will nun also Sulamith sagen? Ohne Zweifel folgendes: Ich bin bey weitem nicht so schön, als du meynest, vielmehr habe ich Ursache, wenn ich anders gefallen soll, mich mit Myrrhen zu behängen, und mit Weyhrauch zu beräuchern, und mir also erst durch Kunst diejenige Anmuth zu geben, welche mir die Natur verweigert hat. — Dieses ist ohne Zweifel der Hauptgedanke, den Sulamith in die obenstehenden Worte verhüllet hat. — Sie will aber zugleich auch noch etwas anders sagen, indem sie eben Berge nennet, nämlich eben aus dieser Absicht, weil sie sehr wenig Schönheiten an sich bemerke: so wolle sie auf Bergen, wie sonst, ihre Heerde weiden, oder ferner Weinbergshüterinn seyn; hierzu, so wie ihrem Manne, einem Schäfer, sey sie schön genug. — Diese beyden Ideen fand auch Salomo in ihren Worten, daher er auch auf beyde, und zwar auf die erste V. 7. und auf die andere V. 8. antwortet.

w) Hierdurch will der König der Schäferinn den Irrthum benehmen, als wäre sie häßlich, als habe sie nicht Ursache, sich durch Kunst erst einigen Reiz zu geben.

In die Wohnungen der Löwen, auf die Gebürge
der Pander. x)

9. Mein Herz hast du verwundet, y) geliebte
Braut!

Mein

x) Dieser achte Vers ist unter allen, welche wir bisher gelesen haben, bey weitem der schwerste. Die Hauptschwierigkeiten sind philologisch. Ich werde ihrer daher am gehörigen Orte gedenken, und sie zu verscheuchen suchen. — Ehe ich aber hier das zur Erklärung der Ideen Nöthige anmerke, muß ich erinnern, daß die ganze Rolle, welche in diesem Liede besungen wird, ohnfehlbar in einem Lusthause des Salomo, welches entweder an dem untern Theil des Libanons selbst, oder doch wenigstens in einer sehr kleinen Entfernung von diesem berühmten Berg lag, gespielet worden sey. Es ist dieses etwas mehr, als Vermuthung. Denn es ist vom Libanon in diesem Liede so häufig die Rede, daß sich dieses außerdem nicht wohl erklären ließ. — Salomo, dieser eifersüchtige und mißtrauische Liebhaber, erbietet sich hier, die Schäferinn, welche V. 6. sagte, sie wollte auf den Weyhrauchshügel (welches, wie derjenige, welcher dieses Lied in der Urschrift lesen kann, einsehen wird, eine Anspielung auf den Berg Libanon ist,) gehen, zu begleiten. Die Absicht, welche der König hierbey hatte, läßt sich mit Händen greifen. Allein dieser schlaue König wandte eine andere Ursache vor, nämlich: auf dem Libanon und den übrigen in jener Gegend liegenden Bergen hätten Löwen und Pander ihre Hölen, es würde daher für sie eine höchst gefährliche Sache seyn, wenn sie sich allein auf dieselben wagen wollte. Er aber wolle sie begleiten, und seine Helden, welches des Nachts sein Bette umstellten und sicherten, sollten auch von ihr alle Gefahr abwenden und sie wieder unversehrt ins Serrail bringen.

y) Das verwunden ist ohne Zweifel derjenige Gedanke, den Salomo hier ausdrücken will. Selbst in der Vulgate finde ich diese Bedeutung. Herr Prof. A. übersetzt: Mein Herz raubst du mir. Anfänglich übersetzte ich eben

Mein Herz hast du verwundet, durch Eines z)
deiner Augen,
Durch Eine Perle an deinem Halse.

10. Wie reizend ist deine Liebe! geliebte Braut!
Deine Liebe ist besser als Wein, *)

Und

eben so, und ich glaubte deßwegen, weil die Conjugation Piel, wenn sie aus einem Nennworte gebildet wird, ordentlicher Weise eine beraubende Bedeutung hat, ein Recht darzu zu haben. (Hiervon an seinem Orte.) Allein ich weiß nicht, ich fühle bey dem Ausdruck: Mein Herz raubst du mir, so etwas — Französisches — höchstens, neumodisch Deutsches. In orientalischen Dichtern habe ich diesen Ausdruck noch nie gelesen, wohl aber vom Verwunden, Zerschneiden, Zerspalten des Herzens! So sagt z. B. der arabische Dichter Motanabbi (Ged. 9. V. 5.) von bezaubernden Schönen, daß ihre Augen Herzen spalteten. Was könnte mit dieser unsrer Stelle paralleler seyn? — Was aber durch das Verwunden des Herzens hier angezeigt werde, bedarf wohl gar keiner Erklärung. Freylich wird sichs derjenige, welcher selbst ehemals ein Liebhaber einer zärtlichen Schönen war, am lebhaftesten erklären können. —

z) „Durch Eines deiner 2c.„ Derjenige Leser dieses Liedes, welcher das Unglück gehabt hat, ohne Geschmack und Gefühl gebohren zu werden, würde vielleicht beym Lesen dieses Ausdrucks vermuthen, Sulamith habe zweyerley Augen gehabt, Ein ausnehmend schönes und bezauberndes, und Eines, welches dem Liebhaber weniger Reiz gewährte. Fast möchte ich aber diesen Perioden wieder ausstreichen, weil ich weder hoffe, noch wünsche, daß Einem solchen Leser diese meine Uebersetzung und Erklärung dieses Liedes in die Hände zu fallen das Schicksal habe. Salomo will sagen: Nur Eines deiner beyden blendenden Augen ist schon so mächtig, mein Herz zu verwunden. Wolltest du sie beyde mich anblitzen lassen: so würden sie mich gar tödten.

*) Die-

Und der Duft deiner Oele †) fürtreflicher, als
alle Gewürze.

11. Braut! — Honig träufeln deine Lippen!
Honig a) und Milch sind unter deiner Zunge!
Der

*) Diese Worte: „Deine Liebe ist besser, als Wein,„ borgt Salomo, sehr schicklich, der Sulamith ab, welche dieselben oben Kap. I. V. 2. von ihrem Geliebten brauchte.

†) „Deiner Oele,„ d. i. diejenigen Oele, mit welchen sich Sulamith salben mußte. Indessen kann ich doch nicht wohl glauben, daß sich Sulamith würklich nach Hofmanier mit wohlriechenden Oelen sollte begossen haben, da sie sich doch überhaupt dem Willen des Königes nicht unterwerfen wollte. Vielleicht verstehet Salomo blos die natürliche Atmosphäre der Sulamith, die ihm freylich angenehmer war, als eine durch wohlriechende Oele gemachte künstliche.

a) Honig, eigentlich **Dattel-Honig.** (S. Beobacht. über den Orient. Th. I. S. 299.) Die morgenländischen Dichter reden, in Liebes-Gedichten, sehr häufig von dem Wasser, das aus denen, in den Mund ihrer Schönen, entspringenden Quellen quillet. Bald ist es **Wein**, bald **Honig**. S. unten Kap. IV, 16. VII, 9. und **Motanabbi** (Ged. 42. V. 1.) sagt:

„**Ist es Speichel? oder Wolken-Wasser? oder Wein?**
„**Das in meinem Munde kalt, in dem Innersten aber eine Kohlen-Gluth ist?**„

Und im 58sten Gedichte V. 7:
„**Man thut ihr noch Unrecht, wenn man ihren Speichel mit Honig vergleicht.**„

Dieses ist orientalischer Geschmack, der freylich von dem unsrigen gar sehr verschieden ist. Eine deutsche Schöne würde eben nicht wohl damit zufrieden seyn, wenn ihr Liebhaber von ihrem Speichel eine honigsüße Beschreibung machen wollte.

b) Ob

Der Duft, deiner Kleider ist wie der Duft Libanons. b)

12. Aber — ein verschlossener Garten c) bist du, geliebte Braut!
Ein verschlossener Garten!
Eine versiegelte Quelle!

13. Deine Sprößlinge d) müßten einem Lustgarten gleichen,

In

b) Ob die Kleider der Sulamith würklich einen so angenehmen Geruch gehabt haben, wage ich nicht zu behaupten. Das Sicherste ist wohl, anzunehmen, Salomo verstehe unter dem Wohlgeruch auch hier wieder, so wie oben mehrmals, die Anmuth und den Reiz der Sulamith, — **Libanons Duft.** Der Berg Libanon gab allerdings durch die auf ihm wachsenden Weyhrauchs-Bäume und andere wohlriechende Gewürz-Kräuter einen angenehmen Geruch von sich. Doch könnte man mit den alten Uebersetzern statt **Libanons-Duft** auch **Weyhrauchs-Duft** übersetzen.

c) Daß die morgenländischen Dichter ihre Schönen Gärten nennen, ist gar nichts Ungewöhnliches. **Motanabbi** im 6. **Gedichte**, V. 1. redet geradezu seine Schöne an:

„**O mein Garten!** sähest du den Brand eines bebenden Herzens,
„Du würdest glauben, es wohne in ihm die Hölle.„

Es läßt sich auch leicht einsehen, warum ein solches Frauenzimmer ein Garten genennt werden könne. — Salomo nennet hier Sulamith einen **verschlossenen Garten**, weil die Spröde ihm nicht erlauben wollte, sie frey zu lieben. Er will sagen: Alles, was ich bisher gerühmt habe, ist wahr und gegründet. Nur Schade! daß ich eine so reizende Schöne blos sehen und nicht genießen darf.

d) **Sprößlinge.** Was dieses heiße, ist klar. Die fürtreflichsten Kinder würden von ihr gebohren werden, wenn

sie

In welchem Granat-Bäume wachsen, mit den herrlichsten Früchten,
Blühende Palm- und Narden-Bäume,

14. Narden und Crocus, Calmus und Cynamen,
Nebst allen Arten von Weyhrauch- Myrrhen- und Sandel-Bäumen,
Und allen Arten der besten Gewürze.

15. In diesem Garten würdest du die Quelle, e)
Eine Cisterne von frischem Wasser seyn,
So, wie es herab rieselt vom Libanon.

Sulamith. f)

16. Erhebe dich, Nordwind! — Komme, Südwind!

Lasse

sie sich seinem Willen unterwerfen würde. Aus der vorhin da gewesenen Metapher wird nunmehr eine Allegorie. Die Sulamith denkt sich der König als einen Lustgarten, und ihre künftigen englischen Kinder als die darinnen wachsenden Bäumchen.

e) Jetzo denkt sich Salomo diesen Garten besonders und die Schäferinn macht er zu der den ganzen Garten beseelenden und erhaltenden Quelle. Die Quelle scheint, wie auch Herr Prof. A. angemerkt hat, hier ein Bild der Fruchtbarkeit zu seyn. Es ist aber zugleich noch ein andrer artiger Nebengedanke damit verbunden.

f) Wenn eine Antwort, welche bisher Sulamith auf des Königs übertriebene Flatterien und Anträge ertheilet hat, treffend, witzig und mächtig genug war, den Salomo zum

Still-

Lasse meinen Garten duften, den Hauch seiner Gewürz-
bäume sich verbreiten!
Damit mein Freund in seinen Garten komme
Und genieße seine herrlichen Früchte!

Das

Stillschweigen zu bringen: so ists diejenige, welche wir in diesem V. 16. lesen. Salomo hatte bisher ununterbrochen fortgeredet, sie als ein vollkommenes Meisterstück der Natur gemahlt, und durch Erzählung ihrer Vollkommenheiten zu gewinnen gesucht; und da Sulamith ihm bisher doch wenigstens nicht widersprochen hatte, und er deßwegen schon halb einen Sieg über sie erfochten zu haben glaubte: so sprach er nun auf einmal freyer, stellte ihr ihre Sprödigkeit vor, welche sie hinderte, eine Mutter der fürtreflichsten Kinder zu werden. Auf einmal fängt die bisher ganz stille und ruhig gewesene Schöne an zu reden und dem Salomo zu sagen, was er sich von ihr zu versprechen habe. — Weil Salomo bisher allegorisirte, sie einen Garten nennte u. s. w. so führt Sulamith auch bey ihrer passenden Antwort diese Allegorie fort und spricht:

„Erhebe dich, Nordwind! — Komme, Südwind!
„Lasse meinen Garten duften, den Hauch seiner Ge-
würzbäume sich verbreiten,
„Damit mein Freund in seinen Garten komme
„Und genieße seine herrlichen Früchte.„

Sulamith läßt es also dabey, daß sie ein Garten sey; nur aber Salomo soll ihn nicht betreten, noch seine Früchte genießen, sondern der rechte Eigenthümer, ihr Gatte! Damit er nun kommen und von diesem Garten aufs neue Besitz nehmen möchte, gebietet sie den Winden, daß sie diesen Garten durchstreichen, den Duft der Gewürze durch die Luft hin zu ihrem Liebling führen möchten, um sein Verlangen, seine Sehnsucht nach diesem Garten dadurch noch zu vergrößern, daß er endlich nicht anders könne, als daß er sich ihm nähere, wieder Besitz von demselben nehme, nnd seine herrlichen Früchte genieße. Diese feinen und niedlichen Gedanken der Sulamith, welche sie hier äußert, sind so verständlich, daß eine weitere Erklärung derselben überflüßig ist.

*) Man

Das fünfte Kapitel.

Salomo. *)

1. So muß ich denn, geliebte Braut, in meinen Garten gehen!
Meine Myrrhe und meine Gewürze pflücken!
Mei=

*) Man glaube doch ja nicht mit Herrn Prof. A. hier rede der Mann der Sulamith! Ich sehe gar nicht ein, was man hier mit diesem Schäfer wolle? Daß er aber hier nicht reden könne, ist aus folgendem abzunehmen: 1) Nimmt man an, er rede hier: so sehe ich gar keine Entwickelung dieses Auftrittes; ich sehe nicht, wie, wenn und unter welchem Vorwande Salomo die Schäferinn verlassen habe. Daß er sie aber vorhin verlassen habe, lehren V. 2. ff. 2) Die in diesem V. 1. redende Person nennet die Sulamith Braut. Dieses aber ist derjenige Name, den ihr Salomo gab. Es wird also hier Salomo reden und nicht der Schäfer! 3) Die redende Person invitirt hier ihre Freunde; Esset — trinket! rc. Soll nun diese redende Person der Mann der Sulamith seyn, wer sind denn seine Freunde? Vielleicht die übrigen Schäfer? — Wie wären aber diese in den Pallast des Königes gekommen? — Herr Prof. A. erinnert in einer Note: „Dieses sagt er (der Schäfer) „zum Gefolge des Königs, denn sonst sind keine Freunde „da.„ Aber hier möchte man wohl billig fragen: Mit welchem Rechte der Mann der Sulamith die königlichen Räthe Freunde habe nennen können? Oder noch vielmehr, ob es dieser Hirte habe wagen dürfen, sie zu Gaste zu bitten? — Und endlich, was verstehet denn die hier redende Mannsperson unter ihrem Garten? Einen eigentlichen Garten? Gewiß nicht! sondern einen solchen, dergleichen Salomo im vorigen Kapitel beschrieb. Lassen wir nun hier den Mann der Sulamith reden: so kann

Meinen Honigkuchen essen!
Meinen Wein und meine Milch trinken!

Esset

kann unter seinem Garten unmöglich etwas anders, als seine Frau, die schöne Schäferinn, verstanden werden. Ja — aber — da befremdet michs, daß er hier die königlichen Räthe in diesen Garten invitiret, da er Bedenken trug, ihn dem König selbst zu öfnen! Lauter Schwierigkeiten! Schwierigkeiten, die auch schon vorher, noch ehe ich dieses schrieb, eben so sichtbar waren, als sie es nunmehr sind. Es wundert mich daher um so viel mehr, daß man sie hat übersehen können. — Man lasse, so wie ich thue, hier nur Salomo reden: so wird nicht nur keine Schwierigkeit da seyn, sondern es wird dieser Auftritt den schönsten Ausgang gewinnen. Und gesetzt, ich fände auch hier noch Schwierigkeiten: so würde ich mich gleichwohl noch davon überzeugen können, daß hier Salomo rede. — Ich stelle mir nun das Betragen des Salomo so vor: Es kam ihm überaus befremdend vor, daß, da er bisher alle nur denkbare liebkosende Ausdrücke und Worte aufgebothen, und sie zum Lobe der Sulamith gebraucht hatte, sie auf einmal wieder auf ihren Mann verfiel (Kap. IV, 16.) und ihre bekannte Sehnsucht nach ihm äußerte, da sie doch bisher seiner gar nicht mehr gedacht hatte, und er deßwegen sie schon halb besieget zu haben glaubte. Er sahe nun wohl ein, daß Sulamith ihren Liebling nun wohl nicht vergessen und er daher seinen Endzweck eben so wenig erreichen könne. Er sagte daher: So muß ich denn, wenn du deinen Garten vor mir verschließest, in den meinigen gehen, **meine Myrrhen und meine Gewürze pflücken, meinen Honigkuchen essen, meinen Wein und meine Milch trinken!** d. i. mich bey demjenigen, was ich bisher gehabt habe, beruhigen. Ohne Zweifel verstehet Salomo unter seinem Garten, seine Maitressen, welche freylich, wenn ihm Sulamith einen Korb gab, sein einziger Zeitvertreib dieser Art waren. — Ich glaube nicht, daß Einer meiner Leser an der Richtigkeit dieser Gedanken, so, wie ich sie hier entwickelt habe, zweifeln werde.

Esset, — Gespielen!
Trinket und berauschet euch, Freunde!

Sulamith.

2. Zwar schlief ich, mein Herz aber war unruhig. g)
Da hörte ich meinen Freund klopfen und sprechen: h)
„Mache mir auf, meine vertraute Freundinn, meine fehllose Taube!

„Mein

Nun müssen wir uns den König abwesend denken! Nachdem er eingesehen hatte, daß sich Sulamith ihm auf keine Weise ergeben würde: so gieng er — nicht etwa zornig, wie man in einem solchem Falle von einem König doch dieses erwarten sollte, sondern bestürzt — muthlos — traurig aus ihren Augen hinweg. Da nun der König abwesend war: so überdachte Sulamith dasjenige, was ihr in jener Nacht, da sie aus dem Serrail gegangen, um ihren Mann zu suchen, begegnet war, und erzählt es hier V. 2. und f. Auf diese Art paßt alles sehr gut auf und in einander.

g) **Unruhig.** Andre übersetzen: **Wachend.** Nicht richtig genug! Unter dem **Herz** wird, wie sonst häufig, der Geist des Menschen verstanden. Dieser aber ist allzeit wachend, obgleich der Schlummer den Körper getödtet hat. Ueberhaupt sagt das **Wachend** zu wenig. Nicht aber blos deßwegen, weil das **Wachende** hier zu wenig sagt, habe ich hier das treffendere Wort **Unruhig** gewählt, sondern weil mir selbst das Arabische diese Bedeutung an die Hand gab.

h) Es war aber dieses alles Täuschung ihrer Einbildungskraft. Die ganze Begebenheit, welche die Schäferinn hier weitläuftig erzählt, ist hinauf, vor den Anfang des Kap. 3. zu setzen. Oben (Kap. 3. V. 1.) sagte sie: sie hätte des Nachts im Schlummer (ohnfehlbar weil sie von ihrem lieben Manne träumte, und sich ihn als gegenwärtig dachte,) ihn auf ihrem Bette gesucht, aber nicht gefun-

„Mein Haupt ist voll von Thau,
„Mein grauses Haar vom Träufeln der Nacht.„

3. Ich hatte ausgezogen meinen Rock,
Wie konnte ich ihn sogleich wieder anziehen?
Gewaschen hatte ich meine Füße,
Hätte ich sie wieder besudeln sollen?

4. Mein Freund steckte seine Hand durchs Schlüssel-Loch, i)

Und

funden, und deßwegen wäre sie aufgestanden und hätte ihn gesucht. Hier aber erzählt sie alles genauer. Daß aber dieses oben hinauf gehöre, wird nur derjenige bezweifeln, der so übermäßig geschickt zu seyn glaubt, diese Stelle von V. 2 — 8. auf eine bessere Art zu erklären.

i) Schlüsselloch klingt in einem Gedichte etwas sonderbar. Indessen darf man doch bey dem hebräischen Ausdruck an nichts anders denken. Und es ist doch begreiflicher und bestimmter, als wenn Luther unbestimmt Loch übersetzt. Der engländische Bischof Patrik verstehet hier unter dem Loch das Fenster. Der Schäfer habe also seine Frau durchs Fenster aus dem Bette ziehen wollen. Ein abgeschmackter Einfall! Ich bleibe lieber beym Schlüsselloch. Die Schlösser im Morgenlande sind von Holz, etwa wie bey unserm deutschen Landmann an der Hofthür, oder Viehstalle. Doch etwas künstlicher! Denn vorne an dem hölzernen Schlüssel sind kleine Stifte von Drath, welche, wenn sie andere Stifte, welche im Schloß sind, berühren, die Thüre öfnen. Bisweilen kann man auch ohne Schlüssel ein solches Schloß aufmachen. Dies sagt Thevenot, Th. I. S. 143. S. Harmars Beobachtungen über den Orient, (nach der Faberschen Ausgabe) Th. I. S. 188. Fabers Archäologie der Hebräer, Th. I. S. 427. — Es griff also der Schäfer zum Schlüsselloch hinein und wollte aufmachen.

 k) Herr

Und meine Eingeweide wallten ihm entgegen. k)

5. Ich stund auf, aufzuthun meinem Freunde: —
Meine Hände träufelten Myrrhen,
Und meine Finger fette Myrrhe. l)

6. Ich öffnete meinem Freund die Thüre,
Mein Freund aber war unsichtbar! — Schon war
er hinweg. m)

Mei-

k) Herr Prof. A. übersetzt hier eben so, und meines Erachtens ganz richtig. Es soll hierdurch derjenige Grad der Liebe, oder vielmehr die Folge davon ausgedrückt werden, wenn man jemanden, sonderlich vom andern Geschlechte, recht feurig liebet und unvermuthet sie entweder vor sich stehen siehet, oder doch sehr lebhaft an sie denkt. Diejenige Veränderung nun, welche daher entstehet, soll hierdurch ausgedrückt werden.

l) Was will Sulamith hier mit ihrer Myrrhe? Eigentlich ist dieses wohl nicht zu nehmen. Denn sonst möchte ich mich nicht zum Erklärer dieses Ausdrucks auffordern lassen. — Ich erinnere nochmals, daß sich die Morgenländer mit wohlriechenden Dingen beräuchern, salben, oder begießen, wenn sie frölich und gutes Muths seyn wollen, sonderlich bey Gastereyen, auch aus der Absicht, um durch den Wohlgeruch sich eine gewisse Anmuth zu geben. In dem letztern Verstande hatten wir dieses einige Male oben. In dem erstern aber, da der Ausdruck: Myrrhen träufeln, so viel, als Frölich seyn, heißt, hier in dieser Stelle. Sulamith will also hier weiter nichts sagen, als: Von innigster Freude erfüllt, verließ ich mein Bette, gieng auf die Thüre zu, um sie meinem erwünschten Freunde zu öffnen. Herr Prof. A. macht dabey die seltsame Glosse: „Das Schloß war also im königlichen Landhause mit Myrrhen bestrichen. —

m) Die Schäferinn redet noch immer ganz zuversichtlich von der ihr oben blos scheinbaren Gegenwart ihres geliebten

Freun-

Meine Sehnsucht entbrannte nach ihm, da er redete n)
Ich suchte ihn, fand ihn aber nicht,
Rufte ihm — aber er antwortete mir nicht!

7. Es trafen mich an die Stadt-Wächter. — o)
Unbarmherzig schlugen sie mich!

Die

Freundes, den doch blos ihre Einbildungskraft, nicht aber ihre Augen gesehen hatten.

n) **Da er redete.** Dieser Ausdruck rechtfertiget und bestätiget meine Meynung, daß diese Geschichte, welche Sulamith hier erzählt, oben hinauf gehöre, da Sulamith schlief, und sie die Worte: **Ich beschwöre euch** ꝛc. ꝛc. von Salomo hörte, welche sie für Worte ihres Geliebten hielt, dieser Stimme nachgieng und ihn suchte. Es ist klar, daß Sulamith unter dem Ausdruck: **Da er redete**, eine würkliche Rede, welche sie von ihrem Freunde im Schlummer hörte, verstehen müsse. Nun aber kommt in diesem ganzen Liede, wenigstens in diesen fünf ersten Kapiteln, keine Rede des Schäfers vor, als jene: **Ich beschwöre euch, Jerusalems Jungfrauen, wo ihr diese Schöne stöhret** ꝛc. ꝛc. welche aber Sulamith, durch ihre Einbildungskraft getäuscht, für Worte ihres Geliebten hielt, da es doch eigentlich Salomons Rede war. Und hieraus erhellet, daß Sulamith hier eben das erzähle, was sie oben nur kurz erzählt hatte.

o) Hieraus sehen wir, daß dasjenige richtig sey, was ich oben bey K. 3. V. 4. 5. vermuthet, daß nämlich Sulamith, nachdem sie ihren Freund reden zu hören glaubte, aus dem Serrail gegangen, und ihren Freund habe suchen wollen. Da sie nun als ein eingezognes morgenländisches Frauenzimmer des Nachts zu ungewöhnlicher Zeit auf den Straßen herum lief: so hielten sie die Wächter entweder überhaupt für eine verdächtige Weibsperson, oder wenn sie wußten, daß sie der König in sein Serrail gezogen hatte: so vermutheten sie, sie möchte heimlich entlaufen seyn, deßwegen schlugen sie sie.

 p) Die

Die Wächter der Stadtmauer raubten mir meinen
Schleyer!

8. Ich beschwöre euch, Jerusalems Jungfrauen, p)
Wo ihr meinen Freund antreffet, daß ihr ihm saget:
Ich schmachte vor Liebe.

Die übrigen Maitressen.

9. Was ist dein Freund vor andern? Schönstes
Weib!
Was ist dein Freund vor andern, daß du uns beschwörest? q)

Sula=

p) Die Sehnsucht der Schäferinn nach ihrem geliebten Gatten war so hoch gestiegen, daß sie hier sogar die königlichen Maitressen auffordert, und verlangt, sie möchten ihr wieder zu diesem ihrem Freunde helfen. Sie beschwöret sie sogar. Die Ursache davon mag seyn, weil sie die oben im Schlummer gehörten Worte:

Ich beschwöre euch, Jerusalems Jungfrauen,
Wo ihr diese Liebenswürdige stöhret rc. rc.

noch immer für Worte ihres Freundes hielt. Nun dachte sie, wenn es ihr Mann, ein Schäfer, hätte wagen dürfen, die Maitressen des Königs zu beschwören: so sey ihr dieses um so viel eher erlaubt.

q) Die Unruhe, Unzufriedenheit über die Trennung der Sulamith von ihrem Gatten war so groß und äußerte sich in so seltsamen Worten und Gebehrden, daß es den königlichen Maitressen unglaublich vorkam, daß dieser Schäfer nur von gemeiner Schönheit wäre. Sie fragen daher Sulamith, durch welche seltne Vollkommenheiten sich denn ihr Liebling vor andern Adams=Söhnen auszeichne? Und hierauf antwortet Sulamith nun im 10ten und folgenden Versen.

r) Wenn

Sulamith.

10. Mein Freund ist weiß und roth! Kennbar unter zehentausenden! r)

11. Sein Haupt gleicht feinem Gold, s)

Sein

r) Wenn alles dieses, was Sulamith hier von ihrem Geliebten sagt, gegründet ist: so war es ihr nicht zu verdenken, wenn sie seiner Liebe selbst die Liebe eines Königes nachsetzte, und in so ferne läßt es sich auch begreifen, wie sie gegen alle Anfälle des Königes taub seyn, und überhaupt eine treue Gattinn bleiben konnte. Aber eben diese großen Vollkommenheiten, welche Sulamith hier an ihrem Gatten rühmet, möchte ich, ob sie gleich in der feinsten Dichtersprache hier besungen werden, dennoch lieber vermissen. Der Dichter will in diesem Liede den Satz einschärfen, daß **Verehlichte einander treu bleiben sollen.** Aber Gatten, welche beyderseits liebenswürdige Vollkommenheiten an sich haben, werden einander ohnehin nicht untreu werden. Möglicher ist dieser Fall bey einer Ungleichheit der Gatten, und wenn diese einander getreu bleiben: so verdienen sie eher, als ein Muster der Treue in verehlichtem Stande aufgestellt zu werden. Indessen sey es ferne von mir, den göttlichen Dichter zu tadeln! Vielleicht war der Schäfer würklich nicht so schön, als ihn Sulamith hier zeichnet, und gefiel ihr nur deßwegen, weil er ihr Gatte war. Und in so ferne würde Sulamith allerdings zu loben seyn. — Uebrigens erinnere ich, daß ich bey Uebersetzung des V. 10. dem seeligen Herrn Prof. Faber (Beobacht. über den Orient. Th. I, S. 455.) gefolgt sey, weil ich diese Uebersetzung für die richtige halte.

s) Bey diesem Vergleich wird sich einer, der die morgenländischen Sitten nicht kennet, nicht viel denken können. Ein Haupt — schön wie Gold? Was soll dieses heissen? Etwa so glänzend, wie Gold? Ich zweifle! Die Morgenländer pflegen ihre Haare, auch die Hände, wo nicht gar auch bisweilen das Gesichte, mit Henna, oder

Sein grauses fliegendes Haar ist schwarz, wie ein Rabe. t)

12. Seine Augen, wie Augen der Tauben an geschlängelten Bächen,
Die, wie in Milch gewaschen, an Wassergräben sitzen.

13. Seine Wangen sind wie ein Gewürz-Gefilde,
Bebauet von Ausländern. u)
Seine Lippen sind Lilien, und träufeln die fetteste Myrrhe. v)

14. Seine Hände sind goldne Cylinder, übersäet mit Chrysolythen. w)

Sein

Hinna gelb zu färben, und dieses für eine ganz besondere Schönheit zu halten. Und nun siehet man ein, was hier das Gold machen soll.

t) **Schwarz, wie ein Rabe.** Es ist dieses ein unter morgenländischen Dichtern sehr gewöhnlicher Vergleich. Der schon öfters angeführte Araber Motanabbi sagt, das Haar seiner Schönen sey: Chalic Calgadaf, **Brandschwarz, wie ein Rabe.**

u) **Von Ausländern.** Hier sah ich mich gedrungen, die hebräischen Punkte zu verlassen, und, um diesen treffendern Sinn herauszubringen, anders zu punktiren. So wie bey uns die ausländischen Gewürze höher geschätzt werden, als die Einheimischen, eben so scheint dieses auch in Palästina geschehen zu seyn.

v) Hier habe ich nicht Ursache, noch einmal zu erinnern, daß das Myrrhenträufeln auf die Anmuth gehe, da ich dieses oben schon zu wiederholten Malen angemerkt habe. — Unter den hier erwähnten Lilien darf man natürlicher Weise nicht an weiße, sondern rothe Lilien denken.

w) **Die Cylinder** habe ich von dem Herrn Ritter **Michaelis** entlehnt. Freylich hätte ich lieber ein deutsches Wort dafür

Sein Leib, weiß, wie Elfenbein, ist mit Saphphiren
besetzt.

15. Seine Beine sind weiße Marmorseulen, gegründet auf goldne Stützen,
Sein Ansehen ist wie Libanon, x)
Fehllos, wie Cedern. y)

16. Anmuth ist auf seiner Zunge, und reizend sein ganzes Er!
Dies ist mein Freund! dies ist mein Gatte! z) Jerusalems Jungfraun!

Das

dafür gesetzt, wenn mir nicht meine Muttersprache ein hieher passendes versagt hätte. Es ist dieses ein Bekenntniß, welches ein Uebersetzer hebräischer Gedichte mehrmals ablegen muß, wenn er auch seine Muttersprache in ihrem ganzen Umfang kennen sollte. Und dieses mag für den Reichthum der hebräischen Sprache, welchen einige geschmacklose Gelehrte, sonderlich unter den Alten, haben bestreiten wollen, ein hinlänglicher Beweiß seyn!

x) Nämlich, so majestätisch! Die Einwohner von Palästina kannten kein prächtigeres und majestätischeres Product der Natur, als den Libanon, welcher durch die fürtreflichen Cedern, die er in die Wolken thürmte, das reizendste Ansehen gewann.

y) Dieses und nichts anders sagen die im Original befindlichen Worte. Ein Mensch, den weder die Natur, noch ein Zufall an irgend einem Gliede verunstaltet hat, kann füglich mit einer Ceder, einer der regelmäßigsten Baumarten, verglichen werden. Bisher hatte Sulamith blos einzelne Theile des Körpers ihres geliebten Freundes beschrieben. Und da sie mit dieser Zeichnung fertig ist: so stellt sie ihn den königlichen Maitressen, welche auf seine Vollkommenheiten und Reize neugierig wurden, nunmehro gleichsam im Ganzen, im völligen Zusammenfluß aller seiner Schönheiten unter die Augen.

z) Gatte. Eigentlich Geselle! Hier aber ohne Zweifel richtiger: Gatte!

Das sechste Kapitel.

Die übrigen Maitressen.

1. Wo ist er denn hin, dein Freund? Schönstes
Weib!
Wohinwärts gieng denn dein Freund?
Wir wollen ihn dir suchen helfen. a)

Sulamith.

2. Mein Freund gieng hin in seinen Garten,
Auf die Gewürzgefilde,
Um in den Gärten zu weiden und Lilien zu pflücken. b)

3. Mein

a) Die königlichen Maitressen, nun aufmerksamer auf diejenige Person, welche sie unter einem Schäfergewand nicht suchten, erbieten sich jetzo sogar, der Sulamith diesen schönen Schäfer suchen zu helfen, nachdem sie dieselbe oben höhnisch gefragt hatten, was denn ihr Gatte besser sey, als andre Mannspersonen.

b) Hieraus sollte man fast schließen, Sulamith habe den Aufenthalt ihres Mannes bestimmt und gewiß gewußt. Allein alle die übrigen Umstände, welche in diesem Lied erzählt werden, sind dargegen. Hätte sie den jedesmaligen Aufenthalt ihres Geliebten gewiß gewußt: so würde sie ihn nicht vergeblich gesucht haben. Wenn die königlichen Maitressen die Sulamith V. 1. fragen: wo denn ihr Freund seyn möchte? und sie V. 2. darauf antwortet: so will sie weiter nichts sagen, als: Ohne Zweifel ist er da, wo er als Schäfer seyn muß! auf dem Felde! unbestimmt, in welcher Gegend er gerade damals weidete, welches ihr freylich, da das Gras, welches die Schaafe

3. Mein Freund ist mein und ich bin sein,
Der unter Lilien weidet. c)

Salomo.

4. Schön bist du, meine Freundinn, wie
Thirza, d)
Reizend, wie Jerusalem, e)
Furchtbar, wie Kriegsheere. f)

5. Wen-

se des Tags über abfressen, nicht sogleich wieder wächst, und folglich der Schäfer sich täglich einen andern Weideplatz aussucht, unbekannt seyn mußte.

c) Diese Worte, welche Sulamith auch schon oben Kap. 1. V. 16. gesagt hatte, wiederholt sie hier nicht vergeblich, sondern sie will damit sagen: Sollte dieser mein Freund auch von euch gefunden werden: so habt nicht ihr, sondern ich allein, Theil an ihm; nur mir gehört er zu, so, wie ich ihm!

d) Thirza war die Hauptstadt im Königreich Israel und die Residenz der Könige, ehe Samaria erbauet ward. 1 Kön. 14, 17. 15, 21. 33. 16, 6. Es muß eine sehr gefallende und anmuthige Stadt gewesen seyn.

e) Daß Jerusalem eine schöne und prächtige Stadt gewesen, darf ich nicht erst erinnern. Bey alledem aber ist es gleichwohl wunderbar, daß Sulamith, ein schönes Frauenzimmer, mit schönen Städten verglichen wird. Einem morgenländischen Dichter muß man dieses verzeihen. Denn dieser erlaubt sich manchen kühnen Schwung, welcher in unsrer abendländischen Dichtkunst ganz verwerflich seyn würde.

f) Hierbey werden mich die Leser fragen, ob diese Gradation: „Schön, wie Thirza,
„Reizend, wie Jerusalem,
„Furchtbar, wie Kriegsheere,

nicht

5. Wende deine Augen von mir, — sie machen mich schamroth! g)
Dein Haupthaar gleicht einer Heerde Ziegen,
Welche entwollet nach Gilhad eilen.

6. Deine Zähne sind wie eine Heerde Schaafe,
Die von der Tränke zurückkommen,
Mütter von Zwillingen und unter welchen keines ohne Lämmer ist.

7. Gleich

nicht fehlerhaft sey? Ich muß bekennen, daß ich dieses anfänglich glaubte. Der seel. Herr Prof. Faber, der als ein witziger Exeget bekannt ist, wählte eine etwas veränderte Leseart, und übersetzte: „Roth, wie Fahnen„tücher.„ Ich trat ihm anfänglich bey, wie sich auch meine Herren Zuhörer, denen ich im vorigen Winter dieses Lied erklärt habe, noch erinnern werden. Allein jetzo bin ich geneigt, ihn zu verlassen. Denn in den beyden ersten Sätzen wird von Sulamith überhaupt gesagt, sie sey schön und reizend. Und nun hintennach sollte erst gesagt werden, sie sey roth? Wie matt! Welcher Abfall! Hernach ist es noch nicht erwiesen, daß die Fahnentücher der Orientaler alle roth gewesen. Lipsius, auf welchen sich Faber beruft, redet nur von einer römischen, nicht aber hebräischen Gewohnheit. — Ich bleibe also für diesmal lieber bey dem Bekannten „Furchtbar, wie „Kriegsheere.„ Es ist dieses ein sehr starker Ausdruck, der aber etwas gelinder zu verstehen ist. Es soll weiter nichts, als das Blitzende ihrer Augen, und das Majestätische ihres ganzen Gesichtes dadurch angezeigt werden. Dieses lehret auch der folgende 5te V.

g) Luther: „Denn sie machen mich brünstig.„ Nicht richtig! Eigentlich: Sie machen mich furchtsam — schamroth. — Motanabbi, dieser bisweilen fast bis zum Unsinn hyperbolisirende arabische Dichter läßt sich von den Augen seiner Schönen gar ermorden! Er nennt sich einen Erschlagenen. S. dessen Ged. 9. V. 1. 2. 5.

h) Dies

7. Gleich der Schaale des Granat-Apfels sind
deine Wangen hinter deinem Schleyer.

8. Hier sind sechszig Königinnen und achtzig
Beyschläferinnen
Und unzählige Jungfrauen.

9. Sie aber allein ist meine fehllose Taube,
Die Beste ihrer Mutter,
Die Auserwählte ihrer Gebährerinn.
Es sahen sie Jungfrauen, — sie mußten sie
preisen —
Königinnen und Beyschläferinnen — und sie
mußten sie loben: —

10. h) „Wer ist es, die in der Dämmerung so früh
daher kommt?
„Schön, wie der Mond,
„Glänzend, wie die Sonne, i)
„Schreckend, wie Kriegs-Heere? k)

Sula-

h) Dies waren nämlich die Lobes-Erhebungen der Maitressen. Es scheinen dieses die Maitressen oben Kap. 3. v. 6. da sie sie wieder aufs Serrail, aus welchem sie entlaufen war, frühe in der Dämmerung zugehen sahen, gesagt zu haben.

i) Glänzend, wie die Sonne. Motanabbi nennet Ged. 42 und 66 seine zu besingende Schöne: Sonne des Tages, die auch den düstersten Tag gleichsam aufklärt und beleuchtet. —

k) Auch hieher schickt sich das roth, wie Fahnentücher, nicht. Es sagt, als der Schlußsatz von der Schilderung des Reizes und des Majestätischen der Sulamith, zu wenig!

l) Zween

Sulamith.

11. l) Ich gieng hin in den Nußgarten,
An grünenden Thälern mich zu belustigen,
Zu sehen, ob der Weinstock ausschlage,
Ob die Granatbäume grünen.

12. Unvermuthet kamen mir zu Gesichte Amminadabs Wägen. m) —

Das

l) Zween schwere Verse! Daß Sulamith hier rede, ist klar. Was sie aber sagen wolle, ist sehr dunkel. Ohne mich mit Anführung und Widerlegung anderer Meynungen aufzuhalten, will ich nur sogleich meine eignen Gedanken darüber herschreiben. Salomo hatte in den vorhergehenden Versen die Schönheit der Sulamith wieder herausgepriesen und unter andern sagt er, selbst seine Maitressen (V. 10.) hätten sie loben und ihre Vollkommenheiten bewundern müssen, da sie sie frühe in der Dämmerung vom Gefilde hätten herkommen sehen. Weil nun Salomo dadurch die Sulamith unvermerkt wieder darauf führet, daß sie heimlich aus dem Serrail entlaufen, aus der Absicht, um ihren Mann zu suchen, und denn mit ihm davon zu gehen: so fängt sie nun jetzt an zu reden, und leugnet zwar nicht, daß sie aus dem Serrail gegangen, will aber doch das Ansehen nicht haben, als wäre sie aus der Absicht aus dem Serrail entlaufen, um ihren Mann zu suchen und sich gar aus dem Staube zu machen, weil sie sich es für eine Schande hielt, daß sie, weil sie ihren Mann nicht angetroffen, verlassen und unverrichteter Sache wieder in das von ihr verabscheute Serrail hat zurückgehen müssen. Sie sagt daher hier eine Lüge, eine Nothlüge, wo sie jenesmal habe hingehen wollen und was sie so frühe ins Serrail gebracht habe. Nun werden diese beyden Verse verständlicher seyn.

m) Wer Amminadab gewesen sey, können wir nicht sagen, weil die Bücher der Könige desselben nicht gedenken. Ich finde wohl 1. Reg. IV. einen, der Amminadab heißt, und einen,

Das siebente Kapitel.

Amminadab.

1. Kehre wieder, n) kehre wieder,
Salomo's vertrauteste Schöne! kehre wieder,
kehre wieder!
Deinen Reiz wollen wir bewundern.

Sulamith.

Was würdet ihr wohl an mir,
Der Dürftigsten unter zwey Heeren, bewundern können? o)

Salo-

einen, mit Namen Achinadab, jener war Stadthalter zu Dor und dieser zu Mahamaim. Allein jene Namen sind doch von diesem Amminadab verschieden. So viel läßt sich vermuthen, daß er ein vornehmer Minister des Königs, ein Fürst gewesen sey. Dieser fuhr aus in jener Nacht, da Sulamith aus dem Serrail entlaufen war, und von ohngefähr fiel sie ihm in die Hände. Ich hoffe nicht, daß man sich daran stoßen werde, daß Amminadab des Nachts ausfährt. Dies ist im heißen Morgenland das Ordentliche, weil es am Tage unerträglich heiß ist; daher ruht man am Tage, und des Nachts reist man, und divertirt sich auf mancherley Art. Also: „unvermuthet „trafen mich an Amminadabs Wägen.„ Nun aber, was erfolgte denn darauf? Ja, da steht nichts mehr da. Die Kapitel sind also unglücklich abgetheilt. Die erste Hälfte des ersten Vers Kap. VI. gehört noch hieher.

n) Kehre wieder, d. i. gehe wieder zum König zurück.

o) Unter den 2 Heeren scheint Sulamith die im vorigen Kapitel gedachten Königinnen und übrigen Maitressen zu verste-

Salomo. p)

2. Wie schön sind deine Füße, du Fürstentochter! q)
Der Gürtel, der deine Lenden umschließt,
Ist wie der Halsschmuck, verfertigt durch Meister Hände.

3. Dein Nabel ist ein runder Becher,
Der nie von Weinsekt r) leer ist.
Dein Bauch gleicht einem Getraidhaufen,
Umzäunt mit rothen Lilien.

4. Dei-

verstehen. Der Sinn ist dieser: Salomo hat ein so grosses Serrail und darinnen so viele und schöne Frauenzimmer, daß ich keiner unter allen an die Seite gesetzt werden darf. Wie sollte man an mir seltne Eigenschaften entdecken und mich deßwegen bewundern können?

p) Daß Salomo hier wieder rede und seine oben unterbrochne Schmeicheleyen fortsetze, beweist schon der 9te V. — Es ist eine artige Folge der Gedanken: Sulamith erzählt hier eine offenbare Unwahrheit. Endlich, sagt sie, Amminadab habe gesagt, sie solle wieder zurückkehren, und ihre Schönheit bewundern lassen. Hierauf habe sie gesagt: Was bewundert ihr an mir? sey aber, um dem Befehl des Königs zu folgen, wieder umgekehrt. — Hierauf antwortet nun Salomo, (statt, daß man die Antwort Amminadabs erwartete) Du fragst noch, was an dir zu bewundern sey? Wie prächtig rc. rc.

q) Salomo nennt sie aus Schmeicheley so, nicht, als wenn sie es würklich gewesen wäre, sondern er sagt nur, sie wäre nicht unwerth, von einem Fürsten erzeugt zu seyn.

r) Es wird besonders ein rother Weinsekt verstanden, der im Morgenland sehr gewöhnlich ist.

s) Das

4. Deine beyden Brüste sind wie zwey junge
Rehzwillinge;

5. Dein Hals ist wie ein elfenbeinerner Thurm;
Deine Augen sind wie die Teiche in Hesbon s)
beym Thor Bat Rabbim; t)
Deine Nase wie ein Thurm Libanons, u)
Von dem man herunter nach Damaskus sieht.

6. Dein Haupt ist wie der Berg Karmel; v)
In Purpur färben sich deine Lippen;
Gefesselt ist der König durch deinen Halsschmuck.

7. Wie schön, wie reizend bist du,
Liebenswürdig durch majestätische Schönheit!

8. Die-

s) Das heißt: Deine Augen blitzen, wie das klare Wasser in den Hesbonschen Teichen, wenn sie die Sonne bestrahlt.

t) Die Teiche lagen vor dem Thore. Dies Thor hat vielleicht seinen Namen daher bekommen, weil dabey ein angenehmer Thorplatz war, dadurch die Teiche noch anmuthiger wurden, und sich deßwegen viele Leute daselbst aufhielten. — Die Thore sind im Morgenlande überhaupt die ordentlichen Versammlungsplätze.

u) Salomo hatte vermuthlich auf dem Libanon thurmförmigte Lusthäuser bauen lassen, weil sich der Libanon durch überaus vielerley Vorzüge empfahl und man sich weit umsehen konnte.

v) Nämlich, so hoch, gerade und majestätisch, wie der Karmel. — Die Berge brauchen die morgenländischen Dichter ordentlich zur Schilderung des Majestätischen.

Bayerische Staatsbibliothek München

8. Diese deine Leibeslänge gleicht einer Palme,
Und deine Brüste den Trauben. w)

9. Ich dachte, dürfte ich doch diese Palme besteigen!
Dürfte ich ihre Aeste ergreifen!
Wie Weintrauben sollten mir deine Brüste seyn,
Dein Hauch wie Aepfelduft, x)
Und deine Zunge wie Wein. y)

Sulamith.

10. Diesen Reiz fühle mein trauter Geliebter! z)
Mit ihm unterhalte ich mich des Nachts in Träumen.

11. Ich

w) Wir müssen hier an Trauben denken, die in rechten Weinländern wachsen, wo eine Beere in die andere gleichsam verwachsen ist, daß die Traube ganz fest ist. Die Härte und Festigkeit ist hier die Hauptidee. —

x) Deine Brüste sollten mir lieber als Weintrauben, und deine Atmpsphäre reizender als der Geruch der fürtreflichsten Aepfel seyn. — Ich habe schon erinnert, daß es im Morgenland sehr angenehm riechende Aepfel gebe.

y) Diese Worte gehören zu diesem Vers, nicht zum folgenden.

z) Sulamith fällt hier dem Salomo in die Rede und weiset ihn noch zum letztenmal rund ab und sagt: Aller Reiz, wenn sich anders welcher an mir finden sollte, gehört für meinen Geliebten.

a) Die-

11. Ich gehöre meinem Geliebten, a)
Und für mich schlägt sein Verlangen.

12. Komm, mein Freund! laß uns aufs Feld gehen, b)
Und unter blühenden Palmen ruhen.

13. Frühe wollen wir an den Weinstöcken arbeiten,
Wollen sehen, ob der Weinstock ausschlage,
Ob die jungen Trauben hervorsprossen,
Ob die Granatbäume blühen.
Dort will ich Dir meine Liebe schenken. c)

14. Dort sollen uns Liebeswurzeln duften,
Und über unsrer Thüre allerley diesjährige und vornjährige fürtrefliche Früchte,
Die ich für dich, mein Freund! aufbewahrt habe!

Das

a) Dieser Ausdruck ist als ein Machtspruch anzusehen. Sie will sagen: Kurz, ich gehöre meinem Geliebten; ich sehe also nicht ein, warum Salomo Anspruch auf mich machen will. Mein Geliebter hat vielleicht eben die Neigung zu mir, die Salomo auf unrechtmäßige Art zu mir hat.

b) Dies ist wieder ein Zug aus einer Idylle. — Sulamith redet jetzt ihren Trauten in der Ferne an.

c) d. i. Dort sollst du alles, was liebenswürdig an mir ist, genießen.

Das achte Kapitel. d)

Sulamith.

1. Wer giebt dich mir zum Bruder,
Der meiner Mutter Brüste gesogen hat? e)
Finde ich dich draußen, f) so küss' ich dich,
Und niemand wird deßwegen schändlich von mir reden. g)

2. Ich will dich führen, ich will dich bringen in meiner Mutter Haus,
Um vertrauter mit mir zu leben;
Mit gewürztem Wein und Granat-Aepfel-Most will ich dich tränken.

3. Sei-

d) In diesem Kapitel kommt die Entwicklung der ganzen Scene vor. Ich muß einmal für allemal erinnern, daß Sulamith hier zum zweytenmal aus dem Serrail entlaufen sey, ihren Mann angetroffen habe und davon gegangen sey.

e) d. i. Möchte mich doch jemand wieder zu dir bringen, mein Geliebter, daß ich mit dir einen eben so vertrauten Umgang pflegen könnte, als mit einem leiblichen Bruder.

f) Schon dieser Ausdruck lehrt, daß Sulamith aus dem Serrail habe entlaufen wollen.

g) Wenn ich dich küsse: so wird mir dies, da ich auf dich als meinen Mann den gerechtesten Anspruch machen kann, niemand zur Last legen.

h) Hier

3. Seine Linke lege er unter mein Haupt, h)
Und seine Rechte umfaße mich.

4. „Ich beschwöre euch, Jerusalems Jungfrauen, i)
„Wo ihr diese Liebenswürdige stöhret, oder aufwecket
„Eher, als sie selbst will!

5. „Wer ist sie, die auf dem Gefilde daher kommt, k)
„Die

h) Hier redet Sulamith von ihrem Manne in der dritten Person. Der ganze Vers war schon oben da.

i) Jetzt müssen wir uns vorstellen, daß Sulamith aus dem Serrail gehe. Da sie draußen gieng, so wiederholt sie die Worte, welche sie oben im Schlummer hörte, und für Worte ihres Geliebten hielt, und denkt den Worten nochmals nach. Oben Kap. III. V. 5. da sie zum erstenmal aus dem Serrail entlaufen war, sagte sie diese nämlichen Worte, wo auch schon der ganze Vers ist erklärt worden.

k) Dieser Vers hat mir die meiste Mühe gemacht, einzusehen, was hier damit gesagt werden soll. Salomo sagt oben Kap. III. V. 6. diese Worte, da er Sulamith auf dem Gefilde wieder auf das Serrail zukommen sah. Hier aber kann Salomo nicht reden, weil alsdenn keine Entwicklung da wäre. Es muß sie also Sulamith wiederholen. Warum aber? Meine Meynung ist diese: Da Sulamith das erstemal aus dem Serrail entlaufen war, ihren Geliebten aber nicht antraf und daher muthlos auf das Serrail wieder zukam: so befürchtete sie vom Salomo harte Vorwürfe. Allein, statt daß ihr Salomo diese hätte machen sollen,

„Die sich ihrem Freund so gefällig macht?„ l) —
Unter diesem Apfelbaum will ich dich wecken, m)
Dort, wo dich deine Mutter gebahr, n)
Wo deine Gebährerinn Geburtsschmerzen hatte.

6. Drü-

setzte er vielmehr seine Flatterien fort, sobald sie nur wieder ins Serrail getreten war. Jetzt, da sie zum zweytenmal aus dem Serrail entlaufen will, denkt sie nach, wie sich wohl Salomo damals gegen sie bezeigt habe. Sie denkt an seine Worte, die er sagte, da er sie auf dem Felde herkommen sahe: „Wer ist diese „Schöne ꝛc.„ Diese Worte schienen ihr eben nicht den Zorn des Königs zu verrathen. Sie denkt daher: War damals, da ich zum erstenmal aus dem Serrail entlief, Salomo nicht erzürnt auf mich: so wird er's wohl auch nicht werden, wenn ich zum zweytenmal davon laufe, und, wenn ich meinen Geliebten wieder nicht antreffen sollte, wieder auf das Serrail zugehe. Deßwegen wiederholt sie hier Salomons Worte. —

l) d. i. Die sich so viel Mühe giebt, ihn ausfündig zu machen.

m) Das heißt nicht, aus dem Schlafe wecken, sondern überhaupt unruhig machen. Sulamith will sagen: Hier, unter diesen Apfelbaum, will ich mich setzen, sehnsuchtsvoll bange Wünsche nach dir äußern, welche gewiß bis zu dir, wo du auch bist, dringen, und dich so lange unruhig machen sollen, bis du hieher zu diesem Apfelbaum kommst und mich umarmest. Kurz, sie will sagen: Ich will dich gleichsam durch Zauberkünste her zu mir bannen.

n) Dies ist ein sehr feiner Zug! Ich kann eben nicht glauben, daß der Schäfer auf dem Felde geboren worden; allein, weil dies Lied eine Idylle ist: so ist dieser Zug überaus schön und passend. Also will Sulamith sagen: Unter den dir wohl bekannten Apfelbaum, unter

6. Drücke mich, wie einen Siegelring, an dein
Herz,
Wie einen Siegelring an deinen Arm.
Denn mächtig wie der Tod ist meine Liebe,
Unerträglich wie das Grab meine Sehnsucht;
Ihre Flammen sind lodernde Feuerflammen des
Jova. o)

7. Wasserfluthen vermögen nicht, diese Liebe zu
dämpfen, p)
Noch Ströme, sie zu vertilgen.
Wollte einer alle Reichthümer seines Hauses vor die
Liebe geben, —
Man würde sie dagegen verachten.

8. Noch ist unsre Schwester klein, q)
Noch hat sie keine Brüste;

Was

ter welchem dich deine Mutter mit Schmerzen geboren hat, will ich mich setzen, und dir durch meine sehnsuchtsvollen Wünsche so bange machen, daß du sogleich auf diesen Baum zugehen und mich umarmen mußt. Besonders ist der Gedanke schön, daß sie einen Baum nennt, unter dem sie sich setzen will, der ihrem Manne sehr bekannt und merkwürdig war.

o) d. i. Die Flammen der Liebe gegen dich, die ich bey mir fühle, brennen wie Jova's Blitze.

p) Wieder ein schönes Bild! So wenig man das Feuer, das der Blitz angezündet hat, mit Wasser tilgen kann, eben so wenig ist meine brennende Liebe zu löschen.

q) Jetzt verfällt Sulamith auf ihre Schwester, die noch klein und unerzogen war. Sie überdenkt die Gefahr,

 in

Was wird mit ihr anzufangen seyn,
Zur Zeit, wo man sich mit ihr unterredet. r)

9. Ist sie eine Mauer: s)
So wollen wir eine silberne Brustwehr über sie
bauen. t)

Ist

in der sie sich befand, und sagt, wenn sie einmal erwüchse, daß sie sich nicht von den Flammen der Liebe hinreißen lasse.

r) Das heißt: Wenn sie erwachsen ist, und verliebte Mannspersonen mit ihr scherzen.

s) d. i. Ist sie gegen Anfälle ihrer Liebhaber unüberwindlich.

t) Die Stadtmauren der Morgenländer sind ordentlich mit Brustwehren versehen. Diese Brustwehren aber haben diese Gestalt; nämlich sie haben in gewissen Entfernungen Einschnitte, und bekommen dadurch die Gestalt eines Zahnwerks. Eine solche ausgezackte Brustwehr brauchen nun die Morgenländer, wenn sie von Feinden belagert werden, um dahinter zu treten und durch die Oefnungen gegen ihre Feinde zu fechten, so, daß ihnen der Feind gar nichts anhaben kann. Ausser Kriegszeit aber brauchte man sie zur Pracht, zur Zierde einer Stadt. — Hier sagt Sulamith, wenn ihre jetzt noch kleine Schwester dereinst erwachsen, von Mannspersonen geliebt, aber gegen Verführungen unerbittlich und unüberwindlich, wie eine Mauer, seyn würde: so wollte man über sie noch eine silberne Brustwehr bauen lassen, d. i. so wolle man sie schmücken und ehren. Der Dichter führt die Metapher fort und braucht eine Allegorie. Da er einmal von einer Mauer geredet hatte, so durfte er, wenn er die Pracht und den Schmuck des unter der Mauer vorgestellten Objects nennen wollte, nichts anders als Brustwehr brauchen, weil diese die Zierde der Mauern sind.

u) Ist

Ist sie aber ein offnes Thor, u)
So wollen wir es mit einem cedernen Riegel verschließen. v)

10. Ich war eine Mauer, w)
Und meine Brüste waren wie zween feste Thürme. x)

Ich

u) Ist sie aber ein offnes Thor, d. h. läßt sie jedermann zu sich hinein.

v) d. i. mit Gewalt von Verführungen abhalten. — Dies ist eine der ausgesuchtesten Stellen im ganzen Liede. Sulamith will also sagen: Was wird mit unsrer kleinen Schwester anzufangen seyn? Wir werden uns wohl also gegen sie verhalten müssen: Ist sie erwachsen und eine Liebhaberinn der Tugend, und läßt sich nicht zur unkeuschen Liebe reizen: so wollen wir auch ihre Tugend belohnen, sie schmücken und ehren. Läßt sie sich aber von Liebhabern leicht gewinnen und hinreißen: so müssen wir die Verführungen mit Gewalt hindern.

w) Ich war gegen Versuchungen taub; mich kann meine Schwester zum Muster wählen. — Es scheint hier beym Schlusse des Gedichts der Dichter die Sulamith aus der ganzen Scene die Moral ziehen zu lassen: Es sey Pflicht der Aeltern, sorgfältig auf ihre Kinder Acht zu haben. Wenn sie tugendhaft wären, sollten sie dieselben tugendhaft erhalten, sie lieben und ehren; wären sie aber zu Ausschweifungen geneigt: so sollten sie dieselben mit Gewalt davon abhalten.

x) Wie zwey an einander stehende feste Thürme, die unten an einander gebaut sind, oben aber zwey besondre Spitzen haben. Dieser Vergleich ist sehr fein.

Ich war in seinen Augen wie eine,
Die auf einmal glücklich worden ist. y)

11. Salomo hat ja selbst einen Weinberg zu Baal-Hamon;
Er hat ihn der Aufsicht der Weinbergshüter übergeben;
Jeder bringt für die Früchte desselben tausend Silberlinge.

12. Mein Weinberg bleibe nur mein!
Die tausend magst du, Salomo,
Und zweyhundert nebst den Früchten mögen die Weinbergshüter bekommen! z)

Der

y) Eine Person, die auf einmal glücklich wird, sieht jeder mit großen Augen an und bewundert sie. Es will also Sulamith sagen: Ich war ein so fester Thurm und meine Brüste zwey neben einander stehende Thürme, ob mir gleich der König nachsahe und mich besiegen wollte. Wer fühlt hier nicht das Schöne?

z) Was soll dies alles heißen? Herr Prof. Anton übersetzt geradezu, ohne an diese Frage zu denken. — Es mag dies alles, was Sulamith hier sagt, daß Salomo Weinberge gehabt, welche er an Weingärtner verpachtet habe, historisch wahr seyn. Wenn wir aber, wie Anton thut, blos dabey stehen bleiben und nicht weiter denken, was dadurch gesagt werden soll: so ist's ein elend jämmerlich Ding. Unter Weinbergen müssen wir uns in unserm Lied weiter nichts, als Gegenstände der Liebe denken. K. I, 6. Sulamith will also sagen: Salomo hat so viele Maitressen, und gleichwohl will er mit dieser Menge

Der Schäfer. a)

13. Du Bewohnerinn der Gärten;
Die Mithirten belauschen deine Stimme;
Nur mich laß sie hören. b)

Sula=

ge nicht zufrieden seyn. Er überläßt sie andern, z. B. seinen Ministern. — Tausend könnte er für sich behalten, und gleichwohl noch 200 seinen Ministern überlassen, und mich also zufrieden lassen. —

a) Hier redet eine Person, welche im ganzen Lied noch nicht gesprochen hat, nämlich der Schäfer. Und dies ist eben die schöne, ganz unerwartete Entwicklung. — Oben setzte sich Sulamith unter einem Apfelbaum, überdachte das grausame Verfahren des Königs gegen sie und sagte: sie wolle so lebhaft an ihren Liebling denken und eine solche Sehnsucht äußern, daß er, wo er auch sey, nicht ruhig seyn, sondern zu diesen ihm sehr bekannten Baum kommen und sie finden müsse. Bisher sahen wir also die Sulamith unter einem Baum sitzen, und hörten sie reden. Da sie nun die letzten Worte des vorigen Verses gesagt hatte: so kam ihr Gatte unvermerkt seitwärts her zu ihr, stellte sich vor ihr hin und sagte diese Worte: Du Gärtenbewohne=rinn u. s. w.

b) Weiter sagt der Mann nichts; Sulamith, vor Freu=de außer sich, spricht auch weiter nichts, als: Fliehe mit mir. Alles, was sie ihm noch zu sagen hatte, verspart sie, bis sie sich mit ihrem Mann entfernt hat und in der Einsamkeit ist.

c) Ge=

Sulamith.

Fliehe, mein Freund! gleich einem Rehe,
Oder jungem Hirsch, auf Gewürz= duftende Berge. c)

c) Gewiß eine schöne Entwicklung der ganzen Scene!

ENDE.

An=

Anhang.

Zween Briefe

an einen

Staatsmann

an einem Herzoglich-Sächsischen Hofe,

über einige

Biblische Gegenstände.

Erster Brief.

Ueber das Hohe Lied Salomons.

Den 30. Jenner, 1777.

Ew. * *. haben mich mit einer geneigten Zuschrift beehret, und mir in derselben Dero Meynung über das hohe Lied entdeckt. Sie halten es für ein Fragment, für ein Gedicht, von welchem ein großer Theil verloren gegangen, und halten dieses für den Grund, warum der Sinn in diesem Liede bisweilen so sehr abgebrochen und unzusammenhängend scheine. Es ist dieses auch die Meynung des gelehrten Richard Simon, welche er in seiner *Histoire critique du V. T. libr. I. cap. V.* S. 30. vorträgt. Allein der einzige Umstand, daß manches in dem Liede nicht wohl zusammenhänge, scheint noch zu unerheblich zu seyn, das Lied für Fragment zu erklären. Vielleicht liegt es an uns Lesern selbst, daß sich der zusammengekettete Sinn des Liedes nicht so zeigt, wie wir ihn vielleicht erwarten! — Vielleicht betrachten wir dieses Lied nicht aus dem rechten Gesichtspunkte! — Ich muß gestehen, daß ich ebenfalls noch nicht eben vor langer Zeit dieses Lied für Fragment gehalten habe, weil ich mich damals noch außer Stand sahe, es zu erklären. Ein Bekenntniß, welches schon mehrere Gelehrte von Geschmack — denn nur von solchen erwarte ich eine Erklärung dieses

Liedes — von sich abgeleget haben. — Nunmehro aber, da ich durch vieles eignes Nachdenken es wirklich verstehen gelernet habe, lasse ich jene Meynung fahren, da sie mir noch überdies aus folgenden Gründen unwahrscheinlich wird:

1) Das ganze Lied füllt nur wenige Blätter, und gesetzt, man vermißte etwas: so ist es nur etwas weniges. — Es konnte daher leicht durchlesen werden. —

2) Es empfahl sich das Lied durch einen unterhaltenden und angenehmen Inhalt sowohl — als durch die feinste Dichtersprache. — Es wurde daher auch fleißig gelesen. —

3) Wurde es fleißig gelesen, so blieb es immer einem großen Theil der alten Juden bekannt.

4) War es den Juden durch wiederholtes Lesen bekannt: so konnte es nicht leicht zu einem Fragment werden, indem die Auslassung eines oder mehrerer Verse (wenn zumal der Zusammenhang dadurch litte), welche beym flüchtigen Abschreiben wohl möglich war, sehr leicht entdeckt und daher das Ausgelassene bald wieder eingerückt werden konnte.

5) Das hohe Lied stund unter den Juden in großem Ansehen, wenn ich auch nicht behaupten mag, daß sie es wirklich für göttlich gehalten — deßwegen, weil es den Salomo zum Verfasser hatte, und auch für sich betrachtet, besonderer Achtung werth war. Das große Ansehen dieses Liedes unter den Juden ist schon aus der Ueber-

schrift

schrift klar: שִׁיר הַשִּׁירִים „Das Lied der Lie„der,„ d. i. das fürtreflichste Lied, das noch je ein Jude bewundert hat, oder doch das fürtreflichste unter Salomons Gedichten.

6) Stund aber dieses Lied unter den Juden in grossem Ansehen; wurde es geschätzt: so schrieb man es auch sorgfältig ab, und würdigte es wenigstens eben derjenigen Sorgfalt, durch welche Horazens Oden unverfälscht auf unsre Zeiten gekommen sind. —

Und — wenn man weiß, wie die Juden abzuschreiben pflegen: so wird eine Verfälschung oder Verstümmelung dieser Art um so viel weniger möglich. Jede Abschrift der Bibel wurde immer von einem andern geschickten und sorgfältigen Kenner des Hebräischen wieder revidirt und alle fehlerhafte Kleinigkeiten mit der größten Sorgfalt bemerkt. Und wie wäre es möglich, daß in den älteren Zeiten, wo die Buchdruckerkunst noch eine ungedachte Sache war, wo jedes Exemplar beynahe von einem andern Abschreiber verfertiget wurde, die Verstümmelung dieses Liedes hätte allgemein werden können? — Zu der Zeit also, da die hebräische Sprache noch lebend, noch Muttersprache der Juden war, läßt sich eine Corruption dieses Liedes durchaus nicht denken. Ist es aber, wie Sie vermuthen, heutiges Tages Fragment: so müßte es etwa zu der Zeit, da die hebräische Sprache ausgestorben war, und da also nur wenige noch fertig Hebräisch verstunden, und die Abschriften der hebräischen Bibel meist nur von solchen, welche eben keine Gelehrte waren, sondern nur allenfalls reinlich Hebräisch

schreiben konnten, erst dazu worden seyn. Allein die Menge der damals schon existirenden Handschriften; die Verschiedenheit der Abschreiber, welche von jenen neue Abschriften lieferten; die Unwahrscheinlichkeit, oder wohl gar die Unmöglichkeit, daß sich alle diese Abschreiber zusammen dazu beredet, diese oder jene Stücke der Bibel auszulassen; machen die Verstümmelung dieses Liedes auch in den mittlern Zeiten schlechterdings unwahrscheinlich. —

Es läßt sich aber auch dieses, als richtig, sogar historisch beweisen. Wir haben eine uralte griechische Uebersetzung der Bibel, welche die Alexandrinische oder die Uebersetzung der siebenzig Dollmetscher genennet wird, und wenigstens drittehalb hundert Jahre vor Christi Geburt durch einige von dem Aegyptischen Könige Ptolomäus Philadelphus aus Palästina nach Alexandrien berufene vorzüglich gelehrte jüdische Kritiker verfertiget worden ist. In dieser Uebersetzung finden wir das hohe Lied in keiner andern Gestalt, als in welcher es noch heutiges Tages in unsern gedruckten hebräischen Bibeln stehet. Daraus folgt nun, daß das hohe Lied wenigstens drittehalb hundert Jahre vor Christi Geburt keine Zeile, weder mehr noch weniger enthalten habe, als heutiges Tages. Daß es aber vor dieser Zeit verstümmelt worden, ist aller Wahrscheinlichkeit zuwider, und wegen oben angeführter Gründe unmöglich. —

Da nun also das hohe Lied Salomons zur Zeit der Alerandrinischen griechischen Uebersetzer keine andere Gestalt gehabt, als heutiges Tages: so läßt sich mit hinlänglichem Grunde behaupten, daß es, so, wie wir es

heuti-

heutiges Tages kennen, kein Fragment, sondern noch immer die unbeschädigte und vollkommene Urschrift sey. —

Daß aber gleichwohl dieses Lied bisweilen nicht wohl zusammenzuhängen scheinet, davon ist die Ursache, daß der Verfasser desselben ein hitziger Morgenländer ist, welcher gar oft, vermöge seines übertrieben starken Enthusiasmus, zum unordentlichen Scribenten wird. — Wer also das hohe Lied erklären will, muß mit den morgenländischen Dichtern, sonderlich den hebräischen und arabischen, unter welchen letzteren, wegen des hohen Liedes, Motanabbi der empfehlungswürdigste ist, bekannt seyn. Er muß sich in eben denjenigen Affekt zu versetzen wissen, in welchem sich der Dichter befand, da er dieses Lied hinschrieb. Meine Erklärung dieses Liedes, welche *) nächstens die Presse verlassen wird, soll zeigen, ob ich mich, da ich mir vornahm, dasselbe zu erklären, in der gehörigen Verfassung befunden habe oder nicht. — —

Ich verharre mit vollkommener Hochachtung

Ew. — —

— — —

Wilh. Fr. Hezel.

*) Damals, als ich diesen Brief schrieb, war meine obige Uebersetzung und Erklärung des hohen Liedes noch nicht gedruckt.

Zweeter Brief.

Ueber einige Puncte der Mosaischen Lebensgeschichte; über die Mosaischen Schriften überhaupt und über die Schöpfungsgeschichte insbesondere.

Vorerinnerung an den Leser.

Dieser zweete Brief stehet zwar in Ansehung des Innhalts mit dem vorigen Ersten in keiner Verbindung, und in so ferne würde derselbe hier keine Stelle verdienen. Weil er aber an Einen und eben denselben Gelehrten gerichtet ist, an welchen ich den vorigen Ersten geschrieben habe; so glaubte ich, denselben sogleich beyfügen zu dürfen. Die Veranlassung dazu ist folgende: Ich bin so glücklich, mit einem Staatsmann an einem Herzoglich-Sächsischen Hofe, der, wie sein fürtreflicher Herzog, an der Bibel mehr Vergnügen findet, als tausend andere Politiker, und bey welchem sich niemand leichter empfehlen zu können scheinet, als derjenige, welcher sich mit Erklärung derselben abgibt, seit einiger Zeit in einer freundschaftlichen Correspondenz zu stehen. Diesem meinen schätzbaren Freund übersendete ich ohnlängst den Anfang meiner dem Publico in einem besondern Avertissement versprochenen Bibel-Erklärung im Ma-

Manuscript zum Durchlesen, mit der Bitte, mir Seine Gedanken darüber schriftlich mitzutheilen. Dieses that derselbe in einem drey völlige Bogen langen, mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit geschriebenen Brief, auf welchen dieser mein zweeter Brief die Antwort ist. Freylich wünschte ich dem Publico auch den Brief dieses meines gelehrten Freundes gedruckt mit vorlegen zu können. Ich war es auch Willens. Allein Er untersagte mir es. Es ist aber indessen dieses mein Antwortsschreiben so beschaffen, daß sich jeder Leser von den mir gemachten Einwürfen meines Freundes einen hinlänglich deutlichen Begriff machen kann. Das gedachte Manuscript meiner Bibel-Erklärung wird nun auf Michaelis endlich auch unter die Presse kommen, und denn wird man diesen meinen Brief vielleicht mit mehrerer Aufmerksamkeit noch einmal lesen.

Zweeter Brief.

Ew. **. vermissen in der Lebensgeschichte Mosis den merkwürdigen Umstand, daß Mose, ehe er an Hof gekommen, erst einige Jahre zu Hause bey seinen Eltern erzogen und da ohnfehlbar in den Grundsätzen der wahren Religion unterrichtet worden sey. Dieser Umstand ist eben so merkwürdig als bekannt. Weil ich mir aber nun gleich anfangs vorsetzte, blos des Umstandes zu gedenken, daß er lange Zeit am Hofe in Aegypten gewesen, und sich da zum Gelehrten in seiner Art gebildet: so habe ich die übrigen Lebensumstände Mosis entweder nur kurz berühret, oder ganz übergangen, weil sie in den ersten Kapiteln des Exodi zu lesen sind. Indessen verdienete doch dieser Umstand bemerkt zu werden, weil der Anfang seiner Religion daraus herzuleiten ist. Wiewohl am Ende dieser nicht in Betracht kommt.

Sie zweifeln daran, ob Moses unter dem damals lebenden Könige in Aegypten Feldzüge mit gethan, sonderlich deßwegen, weil dieses blos der Fabelschreiber Josephus melde, und nicht auch Philo, von welchen man doch diesen Punct gewiß erwarten sollte, da er ex professo Mosis Leben beschrieb. Den Josephus betreffend, so leugne ich nicht, daß er nicht bisweilen eine Unwahrheit seinen Erzählungen mit unterstreuet; doch aber ordentlicher Weise nur alsdenn, wenn er etwas zum Vor-

theile

theile oder Ruhm seiner Nation melden mußte. In dem Falle vermehret und vergrößert er häufig! — Aber bey gleichgültigen Dingen, dergleichen dieser Umstand von Mose ist, hat man so lange nicht Ursache, seine Aussagen zu bezweifeln, als ihm andere glaubwürdigere Scribenten nicht geradezu widersprechen. Und dieses ist hier nicht. Wenn also Josephus A. I. Lib. II. cap. V. p. 58. erzählet, Moses habe einen Feldzug mit sehr glücklichem Erfolge wider die Aethiopier gethan; so habe ich noch keinen Grund vor mir, in diese Nachricht ein Mißtrauen zu setzen, da ihm nicht nur kein Historiker darinnen widerspricht, sondern vielmehr andere Geschichtschreiber eben dieses melden. Z. B. *Artapanus* beym Eusebius *Praeparat. evangel.* lib. IX. cap. 27. pag. 432. Philo erzählet zwar diesen Umstand nicht ausdrücklich — und was liegt am Ende daran? Es heißt auch hier: *Ex silentio nil sequitur*, zumahl da Philo für nichts weniger, als für ein Muster eines guten Geschichtschreibers angesehen werden darf. Sein Stillschweigen kann eben so wenig eine wahrscheinliche Nachricht eines andern Historikers untergraben, als bey Erzählung sonderbarer Anecdoten — z. B. lib. I. de vita Mosis pag. 68. (605. edit. Höschel.) daß Moses von griechischen Gelehrten, dergleichen es damals in Griechenland noch gar nicht gab — in den Wissenschaften unterrichtet worden, ein gültiger Zeuge seyn. Indessen muß doch Philo von dieser Tradition wenigstens etwas gewußt haben. Joseph meldet, daß Moses in seinem Feldzuge wider die Aethiopier sehr glücklich gewesen und sich eben dadurch selbst bey der königlichen Familie zu Aethiopien dergestalt in Ansehen gesetzet habe,

daß die königliche Prinzessinn Tharbis von Aethiopien um Mosen geworben und ihn auch geheyrathet habe. Dieses letztere sagt auch Philo de vita Mosis p. m. 1099. B. „ω την Αιθιοπισσαν την αμεταβλητον και κατακορη γνωμην αυτος ο Θεος ηρμοσατο — — — Τουτο γαρ εςιν εγκωμιον αυτου μεγισον, οτι την Αιθιωπισσαν ελαβε i. e. Cui (Mosi) *Aethiopissam* secundum constantem et plenam sententiam Deus ipse coniunxit &c. — Id vero illi quam maximae laudi ducitur, quod *Aethiopissam* in matrimonium accepit.„ Wir sehen nun, daß diese Nachricht, daß Moses eine Aethiopische Prinzessinn geheyrathet, mit der obigen, daß er einen Feldzug nach Aethiopien gethan habe, genau zusammenhänge. Woher hat nun Philo diese Nachricht, daß Moses eine Aethiopische Prinzessinn geheyrathet? Aus dem Joseph konnte er sie nicht haben, denn dieser lebte wenigstens 20 Jahre später, als Er. Er hat sie also vermuthlich aus einer gemeinschaftlichen Quelle mit Josepho, nämlich aus Traditionen. Folglich darf Josephus noch keiner Fiction dieser Nachricht von Moses Feldzug nach dem untern Theil von Aethiopien beschuldiget werden. Ueberhaupt mißt man dem Josephus heutiges Tages nicht ohne Grund mehr Glauben bey, als in den ältern Zeiten, oder auch nur noch in der verflossenen ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, wo man in der That sich deßwegen durch Vorurtheile gegen den Joseph einnehmen ließ, weil er ein Jude war. —

Ew. * *. leugnen, daß derjenige König in Aegypten, unter dessen Regierung Moses geboren und erzogen

gen worden, Sesostris sey, und meynen, Sesostris habe viel später, als Moses, nämlich zu Salomons und Jerobeams Zeiten gelebt. — Der Beweis davon möchte aber wohl sehr schwer fallen, indem fast kein Theil der alten Geschichte in solche Finsternisse eingehüllet ist, als eben die alte Aegyptische Historie. Herr **Forster** glaubt daher auch nicht einmal verbunden zu seyn, zu beweisen, daß der Pharao zu Mosis Zeit Sesostris sey. **Whiston** hat aber schon lange vor ihm diese Meynung, und Forster war nicht einmal so bescheiden, dieses anzumerken. Whiston aber führt Beweise vor diese Meynung, die ich aber nicht wiederholen mag, sondern ich verweise hier auf die **allgemeine Welthistorie**, Theil I. §. 632. Not. *). Nro. 4. S. 520. col. b. seq. wo einige derselben ausgezeichnet stehen. Mit einigen Beweisen des Whistons bin ich freylich nicht zufrieden. Indessen halte ich ihn durch einen andern schadlos. — Ich darf wohl nunmehro Josephi Nachricht, daß Moses einen Feldzug nach Aethiopien gethan, für wahr annehmen. Wollen wir nunmehro wissen, wie der König geheißen, unter welchem Moses lebte: so müssen wir die Geschichtbücher fragen, welcher Aegyptische König einen Feldzug nach Aethiopien gethan habe. Und diese nennen uns den Sesostris und keinen andern. Es war dieser unter allen Aegyptischen Königen der älteren Zeiten bey weitem der Mächtigste, dem es also Kleinigkeit war, Königreiche unters Joch zu bringen. Sein erster Ausfall gieng wider Aethiopien, und unterwarf sich es auch. Ferner durchzog er, nach dem einmüthigen Zeugniß des ganzen Alterthums, ganz Asien und auch einen ziemlichen Theil von Europa, gieng

über den Ganges — bis nach Thracien ꝛc. Eben so mächtig war er auch zur See. Er hatte zwo sehr starke Flotten, eine auf dem Arabischen Meerbusen, und die andere auf dem mittelländischen Meere. — Bedenkt man dieses: so ist es freylich sehr begreiflich, wie Moses mit den entferntesten Provinzen, die er Genes. X. nennet, so sehr bekannt seyn konnte, wenn er nämlich nach Josephs und Artapans Aussage sich mit unter dieser Armee des Sesostris befand. Und eben dadurch konnte er nun freylich auch diejenige Person werden, welche fast allein geschickt war, auch mit einem ungeübten Volke, dergleichen die Israeliten waren, Heldenthaten zu thun. —

Ew. * *. meynen, Moses hätte seine geographischen Kenntnisse auf der Reise nach Midian erlangen können. — Daran zweifele ich sehr. Von Aegypten nach Arabien (wo Midian lag) ist es gar nicht weit. Auf dieser Reise konnte er am Ende weiter keine Landschaft, als das steinigte Arabien, kennen lernen. Von wie vielen und von wie entlegenen Provinzen redet aber nicht Moses 1 Mos. X? —

Ferner zweifeln Sie überhaupt daran, daß Moses als Feldherr in großem Ansehen gestanden, weil er wegen seines an einem Aegypter begangenen Mordes Aegypten verlassen und nach Midian geflohen. Und eben daraus schließen Dieselben, daß Moses keine Kriegsdienste gethan habe. — Allein ich weiß nicht, ob wir so schließen dürfen? Es können vielerley Umstände zusammengekommen seyn, welche dem Moses diese Flucht, seines Ansehens ohngeachtet, das er als ein tapferer General

neral gehabt, nothwendig machten. Wer kann denn wissen, ob der erschlagene Aegypter ein gemeiner schlechter Mann, oder ein Mann von Ansehen, von Stand, von Verdiensten gewesen? ob er vielleicht ebenfalls etwas bey Hofe, wie Moses, gegolten? oder ob er etwa gar aus der königlichen Familie, oder doch aus der Familie eines andern Großen bey Hofe gewesen sey? u. s. w. Wer weiß, ob damals überhaupt Moses bey Hofe noch so gut gestanden habe, als ehemals? Vielleicht hatte er Neider, Feinde, welche ihn bey dem Könige einschwärzten, seine Verdienste heruntersetzten, und nur auf eine schickliche Gelegenheit lauerten, auf einen Fehltritt — um ihn zu stürzen. Dies ist ja bey grossen Höfen die gewöhnliche Art! — Alle diese Umstände und noch viele andere können Mose allen Muth, mit welchem er vorhero Nationen besiegte, und sie dem Scepter seines Aegyptischen Königes unterwarf, leicht benommen, und ihn zur Flucht angereizet haben. — Er war zwar General, Befehlshaber über Armeen, die zwar **vor** ihren König, nicht aber **wider** denselben zu fechten gewohnt waren. In solchem Fall, wenn er sich seinem Könige mit Gewalt, als General, hätte widersetzen wollen, war er ohnmächtig, er würde ohnfehlbar dabey den Kürzern gezogen haben. — Kein Aegypter würde in **seiner** Angelegenheit seinen König dethronisirt haben, da Moses durch Ermordung eines Aegypters einmal die ganze Nation beleidiget hatte. Also folgt aus seiner Flucht noch nicht, daß Moses keine Kriegesdienste gethan habe. —

Ew. * *. fragen mich, wie es komme, daß ich so wenig, als andere Schriftsteller, von Mosis Aufenthalt in Midian etwas sage? — Daß ich gar nichts davon gesagt habe, davon habe ich schon oben num. I. die Ursache angegeben. Hätte ich mir aber vorgenommen, eine ausführliche Lebensgeschichte Mosis meiner Bibelerklärung vorzusetzen: so würden Ew. Hochwohlgebl. nicht viel mehr als etwa Klagen über den Mangel der Nachrichten von Mosis Aufenthalt in Midian, in meinem Manuscripte gefunden haben. Moses selbst erzählt uns Exod. II. III. weiter nichts, als daß er die Zippora geheyrathet, Söhne gezeuget, die Schaafe seines Schwiegervaters gewendet, und über diesen seinen Beruf die Offenbarung gehabt habe. Andere Schriftsteller sagen uns am Ende auch nichts mehr. Philo zeichnet ihn recht als einen Hirten von Profession, stellt die Sache aber so vor, als hätte er deßwegen zum Hirtenstabe gegriffen, um das Scepter desto glücklicher führen zu können, lib. I. de vita Mosis p. 611. seq. ποιμενικη γαρ μελετη και προγυμνασμα βασιλειας μελλοντι της ἡμεροτατης· των ἀνθρωπων ἐπιςατην ἀγελης, καθαπερ και τοις πολεμικοις τας φυσεις τα κυνηγεσια θηραις γαρ ὁμπρομελετωσιν οἱ προς τας ςραταρχιας ἀλειφομενοι — etc. d. i. Pastoralis enim ars ad regnum est præludium, hoc est ad regimen hominum gregis mansuetissimi, quemadmodum bellicosa ingenia praeexercent se in venationibus. In feris enim experiuntur futuri praefecti militiae. — Weiter sagt er: γενομενος ἐν των καθ' ἀυτον ἀγελαρχῶν ἀριςος — Factus igitur omnium ætatis

suæ

suae pastorum optimus. — u. s. w. Und pag. 610. sagt Philo, er habe sich auch mit der Weltweisheit u. s. w. abgegeben. So viel bleibt also wohl wahr und richtig, daß Moses in Midian nicht viel mehr als ein bloser Schäfer — Nomade gewesen. Aber ist diese Lebensart für Mosen nicht beleidigend? Nein! Nur müssen wir uns mit dem Schäferstabe ins Morgenland versetzen, wo derselbe eben so venerabel ist, als bey uns etwa der Generalstab. Viele große und mächtige Arabische Emirs, oder Fürsten führen den Schäferstab statt der Scepter. Ja das Schäfer-Leben, die selbst eigene Beschäftigung mit den Heerden, ist eine so wesentliche Eigenschaft dieser morgenländischen Fürsten, daß sie aufhören würden, Emirs zu seyn, wenn man ihnen diesen Stab aus der Hand winden wollte. Weiter fragen Sie, wenn Moses den Aegypter erschlagen habe und wie alt er damals gewesen sey? Wenigstens war er damals 40 Jahre alt. Denn in diesem Jahre flohe er nach Midian, welches er seines begangenen Mordes wegen that. —

Ob Moses das Buch Hiob zu Midian geschrieben, wie Ew. * *. fragen, würde alsdenn wahrscheinlich werden, wenn man nur überhaupt beweisen könnte, daß Moses Verfasser dieses Buchs sey. Denn die Schreibart dieses Buches Hiob ist fast ganz Arabisch. Midian lag in Arabien, und daraus lassen sich freylich die Arabismen darinn leicht erklären. Der Herr Ritter Michaelis in Göttingen hält mit vielen der älteren Gelehrten Mosen vor den Verfasser des Buchs Hiob und verkennet gleichwohl diesen Umstand, welcher seiner Meynung

nung

nung doch einigen Anstrich der Wahrscheinlichkeit geben könnte. Indessen bin ich noch lange nicht davon überzeugt, daß Mose in Midian der Verfasser des Buches Hiob sey, nicht durch Gründe, am allerwenigsten aber durch des Herrn Ritter Michaelis Ansehen. Das Buch Hiob enthält zuviel gute Moral; es schildert das Betragen eines Freundes Gottes im Leiden, und der Verfasser scheint durch dieses Buch den Satz einschärfen zu wollen: „Daß diese Welt nicht allezeit der Schauplatz „der göttlichen Gerechtigkeit sey, man dürfe nicht mit „hinlänglicher Zuverlässigkeit von den glücklichen oder un„glücklichen Schicksalen eines Menschen auf seinen mora„lischen Character schließen.„ — Dies aber sind Züge, welche ich vom Mose, da er in Midian war, nicht erwarten kann. Ich zweifle auch sehr, ob Moses schon damals der fromme, der tugendhafte und dabey unglückliche Mann gewesen sey, welchen der Dichter in diesem Buche reden läßt. So zeigt sich auch zwischen den Büchern Mose und dem Buche Hiob nicht der geringste Parallelismus. — In allem Verschiedenheit — Spuren eines verschiedenen Genies. — Aber — noch ein Hauptgrund, daß das Buch Hiob von Mose nicht in Midian geschrieben seyn könne, ist, daß im Buche Hiob der Name Jova (יְהֹוָה) vorkommt, welcher, wie ich an seinem Orte beweisen werde, vor der Zeit, als Moses die Gottheit an dem Berge Horeb sahe, und er befehliget wurde, sein Volk in die Freyheit zu setzen, schlechterdings noch nicht bekannt war. Daraus folget nun klar, daß das Buch Hiob vor dem Ausgange der Israeliten aus Aegypten noch nicht existiret haben muß. — Wollte man aber annehmen, daß

es

es Moses während der vierzigjährigen Reise der Israeliten geschrieben: so bleibet die schwere Frage übrig: Wie kommt es, daß das Buch Hiob in einer ganz andern Schreibart abgefasset ist, als Mosis übrige Schriften? — Welche beantworten mag, wer da kann! — ich nicht! — Und hatte wohl Moses, der sein ganzes Volk zu regieren hatte, Zeit dazu, einen einzigen Grundsatz der theologischen Sittenlehre, welchen ich oben angezeiget habe, in einem besonderen Buche auszuführen? — Ein Drama zu schreiben? — Denn nichts mehr, als Drama, ist das Buch Hiob. Wollte, oder konnte er ein Drama schreiben: so wundert michs, daß er keinen wichtigern Satz, als den oben angeführten bearbeitet hat!

Ueber S. 2. meines Mspts erinnern Sie folgendes: „Hier suchte ich die Erklärung vergeblich: Warum Gott dem Moses, als er aus Midian nach Aegypten zog, und bis an den Berg Horeb gekommen war, im Zorn erschienen, und ihn mit einer sehr schweren Krankheit belegte, so daß auch sein Weib Zippora die Vorhaut ihres Sohns abschnitt und sie dem Mose vor die Füße warf, mit diesen Worten: Du bist mir ein blutiger Bräutigam? Von dieser Stelle wünschte ich eine Auslegung.„ Daß Dieselben auch diesen Umstand in der Einleitung über die Mosaischen Bücher vermissen, davon ist wieder die Ursache, welche ich oben num. 1 angegeben habe. — Ich will aber auf Verlangen das, was ich darüber etwa unten Exod. IV, 25. sagen würde, hieher setzen. — Exod. IV wird erzählet, Moses habe sich auf göttlichen Befehl nebst seinem Wei-

be und beyden Söhnen aufgemacht und sey nach Aegypten zu gereiset. Als nun Moses unterwegens in der Herberge war, heißt es V. 24. so sey ihm Jehova entgegen gekommen, und wollte ihn tödten. Was heißt das? Gewiß weiter nichts, als: Gott belegte ihn mit einer tödtlichen Krankheit. — Gleich darauf V. 25. heißt es: es habe sein Weib Zippora ihren Sohn beschnitten. — Also: Moses wird plötzlich krank, — sogleich beschnitte Zippora ihren jüngsten Sohn. Warum hat also Gott wohl Mosen mit dieser Krankheit beleget? Ohnfehlbar deßwegen, weil er die Beschneidung seines jüngsten Sohnes unterlassen hatte, und ihn unbeschnitten mit nach Aegypten bringen wollte. Dadurch hatte Moses Gott beleidiget. — Er strafte ihn — drohete ihn zu tödten. — Ja, war denn aber damals das Gesetz von der Beschneidung schon gegeben? und sündigte denn also Moses dadurch wirklich gegen Gottes Gebot, wenn er seinen Sohn nicht beschnitte? Allerdings! Schon 1 Mos. XVII, 10. 11. 12. 13. gab Gott dem Abraham und seinen Nachkommen dieses Gesetz, und richtete dadurch mit ihnen einen Bund auf. Vers 14. steht auch selbst die ausdrückliche Strafe derer- jenigen, welche die Beschneidung unterlassen würden; „und, wo ein Knäblein nicht beschnitten wird, das soll „ausgerottet werden von seinem Volk, denn dadurch „bricht es meinen Bund.„ — Moses wußte es also, daß jedes Knäblein beschnitten werden sollte, und daß derjenige als ein Verbrecher, als ein Feind Gottes von Gott angesehen werde, und eine unausbleibliche Strafe von Gott zu erwarten habe, welcher die Beschneidung unterließe. War nun also es schon überhaupt

Verbrechen, wenn ein jeder gemeiner Israelite die Beschneidung unterließe: so wurde es ein noch größers Verbrechen, wenn Moses seinen Sohn nicht beschnitte. — Moses, der von nun an Gesetzgeber, Religions-Lehrer unter seinem Volke seyn sollte! Hier konnte Gott mit seiner Strafe nicht verweilen. — Er schickte dem Mose eine gefährliche Krankheit zu. — Moses, der nicht glauben konnte, daß diese Krankheit ihm von ohngefähr aufgestoßen sey, indem er, um auf Gottes Befehl sein Volk in die Freyheit setzen zu können, gesund seyn mußte, gedachte nun an sein Vergehen, an die Unterlassung der Beschneidung seines jüngsten Sohnes. Sogleich beschnitte Zippora, weil Moses, wegen Schwäche, es vielleicht nicht thun konnte, selbst ihren Sohn. Indessen glaube ich doch Mosen einigermaßen entschuldigen zu können. — Da er nebst seiner Familie aus Midian zog, war sein jüngster Sohn ohne Zweifel erst wenige Tage alt, kurz vorher gebohren. Auf der Reise aber erreichte der junge Moses seinen achten Lebenstag, an welchem er nach der göttlichen Vorschrift hätte beschnitten werden sollen. (1 Mos. 17, 12.) Ich zweifle nicht daran, daß Moses nicht daran gedacht haben sollte. Er nahm sich auch wohl vor, ihn zu beschneiden. Allein, weil sie auf der Reise waren: so mochte Zippora es ihm widerrathen haben, weil sie zur Heilung der Beschneidungs-Wunde auf der Reise nicht Bequemlichkeit genug vor sich sahe. Sie widersetzte sich also Mosi — ließ ihren Sohn nicht beschneiden! Dieses schließe ich daraus, weil Zippora, da sie endlich, um nicht ihres Gatten gar verlustig zu werden, ihren Sohn beschnitte, unwillig wurde. (Exod. IV, 25.)

Indessen machte sich doch Mose des Verbrechens seiner Frau theilhaftig, durch seine Genehmigung! Und deßwegen mußte er Strafe fühlen! — Da nun Zippora ihren Sohn endlich beschnitten hatte, so heißt es Vers 25. 26. weiter nach Luthers Uebersetzung: „Und sie „rührete ihm seine Füße an, und sprach: Du bist mir „ein Blutbräutigam! Da ließ er (Gott) von ihm ab, „(d. i. ließ ihn wieder genesen.)„ — Also: Zippora schlug (denn so muß es übersetzt werden!) etwa mit ihrer Hand auf seine (nämlich Mosis) Füße, oder stieß an seine Füße (da er nämlich noch lag) und sprach: Du bist mir ein Blutbräutigam! — Aus der Erzählung, welche wir l. c. lesen, sollte man fast schließen, Zippora habe, nachdem sie gesehen, daß ihr Mann krank geworden, selbst die Ursache dieser seiner Krankheit eingesehen, und daher ihren Sohn aus ganz eignem Antrieb beschnitten, um ihrem Manne sein Leben zu retten — und ihn von Gott, in dessen Rachhände er schon hingesunken war, gleichsam wieder loszukaufen. Allein hieran zweifle ich! Der Zippora, welche eine Midianiterinn war, kam das göttliche Gesetz von der Beschneidung gewiß nicht so merkwürdig und die Uebertretung desselben gewiß nicht so gefährlich vor, als Mosen. Dieser hatte es also ohne Zweifel der Zippora erst geheißen, und — wenn sie sich wieder dessen weigern wollte, — ohnfehlbar auf das nachdrücklichste! — im Zorn! — Drum that sie es! — Aber eben deßwegen that sie es ungern, — unwillig! — Da nun die Beschneidung vollzogen war, und sich es mit dem Mose wieder besserte, sie aber in Sorgen war, wie sie sich auf der Reise mit Heilung der Beschneidungs-Wunde abgeben könn-

könnte, sprach sie: Du (Moses) bist mir ein Blutbräutigam! Nach dem Hebräischen: *Sponsus cædium.* Was heißt dieses? Sonsten kommt in der hebräischen Bibel bisweilen (אִישׁ דָּמִים) vir cædium, sanguinum vor, welches soviel heißt als ein Blutgieriger, ein mörderischer Mann, der nicht ruhen kann, bis er, wie ein Raubthier, Blut siehet. Also, im Ganzen betrachtet, will Zippora weiter nichts sagen, als: So blutgierig bist du! Nicht eher konntest du ruhen, nicht eher genesen, bis ich dir Blut zeigte! — Hieraus scheint es ganz klar zu seyn, daß Zippora nicht glaubte, daß Moses wegen Unterlassung der Beschneidung krank geworden, oder daß seine Krankheit eine göttliche Strafe sey. — Sie hielte es für einen Eigensinn ihres Mannes, daß sie ihren Sohn beschneiden sollte, und noch dazu zu der Zeit, da sie noch außer der Unbequemlichkeit der Reise ihren Mann krank vor sich liegend hatte. — Dies ist ganz das eigene und bekannte Betragen des Frauenzimmers. — Warum nennet Zippora aber Mosen Bräutigam? — Er war ja schon lange ihr Mann! Nicht mehr Bräutigam! — Ja, das war eben bisher denen Herren Exegeten der Anstoß, den man, wie den Gordischen Knoten aufhieb, nicht auflösete! — Das in der Urschrift stehende Wort darf nicht anders, als Bräutigam übersetzt werden. Hier hat keine Arabische ꝛc. ꝛc. Bedeutung statt — zu welcher einige Neuere greifen — blos Kopf! —

Zippora sahe wohl, daß ihr Mann Moses tödtlich krank wäre; sie zweifelte gänzlich an seiner Genesung; sie beklagte sich schon darüber im voraus als Wittwe,

ob sie gleich entweder es nicht wußte, oder es doch nicht glauben konnte, daß diese seine Krankheit als Strafe der Unterlassung der Beschneidung seines jüngsten Sohns ihn betroffen habe. — Also hielt sie sich schon für eben so gut, als für ehelos. — Da sie nun aber ihren Sohn beschnitten — und folglich dadurch Gottes und auch Mosis Willen gethan hatte, und nun ihr Mann Moses wieder besser ward, oder genesete, so sagte sie:

„Wunderbarer Mann, den nur das Blut seines Sohnes retten kann! den ich, wie ich nun wohl sehe, ohnfehlbar verloren hätte, wenn ich seinen Willen nicht erfüllt — meinen Sohn nicht beschnitten hätte. Blut mußte also das Mittel seyn, welches nur allein dich mir wieder schenken, dich als Bräutigam zum zweytenmale mit mir wieder verbinden konnte! — So erkläre ich diese gewiß sehr schwere Stelle — unbesorgt um die Gloßen alter und neuer Bibelverdreher.„ —

Dieselben verlangen auch mein *Sentiment* über die Zeit, wenn Moses seine 5 Bücher geschrieben habe, zu wissen. — Sie erklären sich vor des Eusebius Meynung, daß sie erst nach der öffentlichen Verkündigung des Gesetzes geschrieben worden, weil im Genesi vom Sabbath, von reinen und unreinen Thieren geredet werde. Ich bin eben der Meynung, — daß nämlich Moses seine Bücher nicht etwan in Midian, sondern auf der vierzigjährigen Reise geschrieben habe, und selbst auch das erste Buch Mosis. Warum? — Es kommt in demselben schon der Nahme יְהֹוָה vor. Dieser aber war vor der Zeit, als Moses den Befehl erhalten, sein

Volk

Volk in die Freyheit zu setzen, noch nicht bekannt. Indessen scheint doch Moses die Genesin zuerst geschrieben zu haben, indem sie theils die älteste Welt- und Menschen-Geschichte, theils die Grundlehren der Religion u. s. w. enthält. —

Aus *Numenii* Worten beym *Clemente Alexandrino* (Lib. I. *Stromat*. pag. 342.) *Quid enim est Plato, nisi Moses, qui Attice loquitur?* — läßt sich allerdings schließen, daß Plato und auch Pythagoras, (zu dessen Secte sich Numenius bekannte,) vieles aus Mosis Schriften genommen habe. — Und wer verkennet Mosis Schöpfungsgeschichte in Ovids erstem Buch der Verwandelungen? Ich besitze eine besondere Dissertation *de Plagio gentili ex Veteri Testamento*, welche M. *Christian Albrecht* und Georg Christian Müller zu Leipzig 1704 vertheydiget haben. Unser seel. Herr Kirchenrath D. Joh. Georg Walch, welcher auch den Ovid edirt, hat in den beygefügten Anmerkungen den Parallelismus zwischen Ovids Beschreibung der Schöpfung u. s. w. und Mosis Erzählung sehr deutlich gezeiget. — Ein vorzügliches und hieher gehöriges Buch aber ist *Hugo Grotius de Veritate religionis christianæ*, nach unsers seel. Herrn Kirchenrath D. Koechers Ausgabe u. s. w.

Ob ich denn den Sanchoniathon für einen ächten Profanscribenten passiren lasse? fraget mich unter andern auch Dero Brief. — Freylich hat dieser alte Geschichtschreiber viele Feinde gefunden, welche ihn annihiliren und seine Geschichte für untergeschoben erklären wollten. Scaliger, Stillingfleth, Ursin, van Da-

len, Dodwell u. s. w. sind die Namen der vorzüglichsten Bestreiter desselben. Man vermuthet, es hätte sein Buch Philo und zwar *Herennius Philo*, aus Byblus gebürtig, aus der Absicht *fingirt*, um dadurch sich Josephs Buch wider den Appio zu widersetzen. Warum glaubt man dieses?

1) Deßwegen, weil dieser Philo Sanchoniathons Geschichte aus dem Phönicischen ins Griechische übersetzt hat.

2) Weil man in ältern Schriften den Sanchoniathon nicht angeführet findet. —

Das erste betreffend: so meldet dieses Eusebius, ein Mann, der dem schlechteren Haufen der Kirchenväter nicht beygezählet werden darf, *Præparat. evangel.* Lib. I. cap. IX. ausdrücklich. Allein Uebersetzer ist doch noch nicht gleich Verfasser, obgleich freylich dieses immer noch übrig bleibet, daß Philo Zusätze (aus gedachter Absicht) gemacht und sie auf Sanchoniathons Gefahr seinen Lesern aufgedrungen hat, und hieraus wäre alsdenn auch die ἀνιςορησία, welcher man den Sanchoniathon bisweilen beschuldiget, zu erklären. Daß man aber vom Sanchoniathon, ehe er ins Griechische übersetzt worden, nichts findet, beweiset die Non-existenz desselben noch nicht. Plato und andere Griechische Weltweise haben Mosen compilirt und deßwegen ihn doch nicht genannt. — Daß aber Sanchoniathon so sehr alt seyn, und wie der unverschämte Johann Christian Edelmann in seinem Glaubensbekenntniß S. 105. vorgiebt, noch weit über Mosen hinausreichen, oder wie Porphyrius (beym Eusebius Præparat. evangel. lib.

lib. X. cap. 9.) sagt, zur Zeit der Aßyrischen Königinn Semiramis gelebt haben soll, ist allerdings ungereimt. Mit mehrerer Wahrscheinlichkeit setze ich ihn in die Zeiten Davids, indem seine Geschichte dem Abibal, Könige zu Tyrus, Hirams Vater, gewidmet gewesen ist. — Mehr hiervon hat zum Beweis Jac. Brucker Histor. critic. philosoph. pag. 236 = 243. Tom. I. — S. auch Cumberland in seiner Ausgabe des Sanchoniathons Fragmente, welche 1720. herausgekommen ist; Allgemeine Welthistorie, Theil I. Vorrede S. 64. f. u. a. Warum ich, wie Sie weiter fragen, bey Erklärung der Schöpfungsgeschichte nicht eine gewisse Meynung unter den vielen mancherley Meynungen der alten heydnischen Weltweisen, eines *Ocelli Lucani*, Aristoteles, Xenophanes, oder des Spinoza, der Atomisten, des Epikurus, des Cartesius, der Manichäer u. s. w. vom Anfang und Ursprung der ganzen Welt fixirt habe — davon ist die Ursache, theils weil ich mit keiner von diesen Meynungen zufrieden bin, oder zufrieden seyn kann, und zum Widerlegen, nach meinem Plan, in meiner Bibelerklärung keinen Platz hatte, dieselben auch von anderen Gelehrten, z. B. von den Verfassern der allgemeinen Welthistorie ꝛc. schon angeführt, geprüfet und widerlegt worden sind, theils auch, weil ich bey einer Arbeit, dergleichen meine Bibelerklärung ist, nicht Philosoph, nicht Kritiker, sondern treuer Erklärer meines Schriftstellers seyn mußte. Dieser sagte mir nun gleich beym Anfange seiner Geschichte, daß dieses ganze Welt-All von einem von der Welt verschiedenem, eben so gütigen und weisen, als mächtigem Wesen erschaffen worden sey. Hierbey konnte

te ich mich und auch meine Leser sich beruhigen — bey dem Satz: Die Welt, welche endlich ist, folglich einen hinreichenden Grund ihrer Existenz haben muß, ist weder von Ewigkeit, noch von ungefähr entstanden, sondern hat Gott zum Schöpfer! Nun sagt mir mein Schriftsteller, der älteste unter allen, die ich kenne, — daß unsere Erde, von welcher er vom Vers 2. seines ersten Kapitels an redet, auf die von ihm angegebene Art diejenige Gestalt und Einrichtung erhalten, in welcher sie ihre Einwohner bereits über sechstehalb tausend Jahre bewundert haben.

Bey meiner vorgetragenen Erklärung der Mosaischen Schöpfungsgeschichte, daß Moses vom V. 2. des Kap. II. an nicht die Schöpfung des ganzen Welt-Alls, auch nicht die erste Schöpfung unserer Erde beschreibe, sondern blos eine neue Ausbildung derselben, nachdem sie eine gänzliche Zerstörung erlitten, glauben Dieselben einen sehr starken Parallelismus mit der Burnetischen Schöpfungs-Theorie bemerkt zu haben, und die Meynung, welche ich nur außer einigen näheren Bestimmungen, Berichtigungen und Ausschmückungen mit dem Herrn D. Rosenmüller, zu Erlangen, und unserm Herrn Kirchenrath, D. Danovius gemein habe, — ganz für die Burnetische zu halten. Allein Burnet hat mit mir weiter nichts gemein, als dieses, daß er annimmt, Moses beschreibe blos die allmählige Bildung unserer Erde von der Hand des Schöpfers. Uebrigens denkt er in seiner *Theoria Telluris* ganz anders, als ich. Er glaubt unter andern, Moses beschreibe Gen. I. die erste Schöpfung unserer Erde, welches mir und meiner

ner Ueberzeugung ganz zuwider ist. — Nun stellt er sich den Schöpfer als einen Chymiker vor, träumt von einem Chaos (welches sich Moses, der gewiß davon nichts gewußt, vielweniger davon geschrieben hat — (denn das Wüste und Leere heißt ganz etwas anders!) — von so vielen Auslegern, welche eine Schöpfungstheorie erklügelten, ehe sie Mosen lasen, folglich ihre eigenen Chimären in seine Erzählung hineintrugen, — so wie auch noch andere sonderbare Dinge hat obtrudiren lassen müssen,) — von einem Chaos, welches die Urstoffe aller Dinge enthalten habe. Nun stellt er den Schöpfer in die chymische Werkstätte, läßt ihn die schweren und groben Theile der Maße sich senken; macht daraus den Mittelpunkt der Schwere; läßt sie sich nach und nach zusammendrücken, verhärten und zum innern Theile der Erden werden; die übrige leichtere Maße theilt er nun wieder in zweene Theile, in den flüchtigen und schwereren; jene läßt er von dieser sich losreißen, aufwärts steigen, im Fluge sich erhalten, und dies war derjenige Körper, den wir Luft nennen. Die nun noch übrige, etwas gröbere Maße macht er zum Wasser u. s. w. Und nun glaubt er, zu wissen, wie diese unsere Erde entstanden sey. — Von allen diesen weiß ich nichts, bin auch nicht von der Richtigkeit dieser Meynung überzeugt. — Gesetzt auch, ich wollte wissen, wie Gott mit der ersten Bildung der Erde (von welcher Moses nichts sagt) zu Werke gegangen, und ein Chaos — annehmen: so ists noch die Frage: ob diese Burnetische Theorie mit Grunde vertheydiget werden könne? Ob der Ursprung, die Entstehung einer Erde auf solche Art, wie Burnet meynet, möglich sey? oder ob sie den Gesetzen der

Natur zuwiderlaufe? Und dieses letztere haben mehrere Gelehrte gezeiget; besonders *Keill* in seiner Examination of *Dr. Burnets* Theory. Mehrere Gelehrte sind angeführet in *Fabricii Sylloge Scriptorum de veritate relig. christ.* cap. XIII. p. 363. — Whistons Theorie ist allerdings schon etwas besser, entwickelt sich aber doch auch erst aus einem Chaos. — Vom Chaos aber sagt Moses nichts! Es bleibet alles, was auf dasselbe gebauet wird, schwankend — bodenlos — Grillenfängerey! — Möchte man doch nur bedenken, daß es Gott, diesem so mächtigen Wesen, ganz einerley und gleichviel sey, ob Er eine Erde, — wohl gar eine Welt, — gleich gebildet, in der gehörigen Einrichtung schaffe — oder erst eine unbereitete, wüste, öde, verworrene Maße — und aus dieser erstlich eine schöne Erde — eine wohl eingerichtete Welt nach und nach, stuffenweise bereite. Da ihm, dem Allmächtigen, dieses gleichviel war, schuf er denn die Erde nicht lieber gleich — der Hauptsache nach — etwa in der Gestalt, in welcher sie ein Burnet würde geschaffen haben, wenn er, um ein Schöpfer zu seyn, Macht genug gehabt hätte? — gleich in einer gewissen Gestalt? in einer Gestalt, welche am Ende weiter nichts mehr, als die Ausschmückung der sich selbst durch Gras und Bäume u. s. w. verschönernden Natur bedurfte? — Will man, wie einige thun, die Weisheit Gottes, um das Erste zu behaupten, mit ins Spiel bringen, und annehmen, wenn Gott, recht wie ein Werkmeister, an der Erde gearbeitet, erstlich den Stoff hervorgebracht, und nun Stuffenweise zu Werke gegangen sey, daß Er hierinnen, hierdurch nicht blos Allmacht, sondern auch

zu-

zugleich Weisheit habe thätig werden lassen wollen: so sehe ich davon keinen Grund ein! Indem sich Gott — ich will jenes einmal annehmen — mit der ersten Ausbildung des Erdstoffes noch beschäfftigte, konnte die Erde ja noch keine vernünftige Bewohner haben, welche die Weisheit Gottes hätten bewundern können. — Warum ließ also Gott seine Weisheit auf eine so besondere Art wirken? — Wollte man aber sagen, Gott sey ja bey der neuen Ausbildung unserer durch einen gewissen Zufall zerstörten Erden, welche vielleicht Jahrtausende vorhero Bewohner hatte, sie aber durch ihre erlittene Zerstörung verlor, — bey dieser neuen Ausbildung, welche, meiner und vieler andern Gelehrten Meynung nach, Moses cap. I. beschreibet, ebenfalls stuffenweise zu Werke gegangen: so verhält sich es hiermit ganz anders. Jetzt schuf Gott nicht erst eine Erde, sondern sie war schon da, nur hatte sie ihre regelmäßige Laufbahn verloren; lief in einer undenklich weiten Entfernung von der Sonne; eine ewige Finsterniß deckte sie! oder vielmehr den Ocean, unter dem sie verborgen lag. — Da nun Gott diese zerstörete Erde wieder herstellen wollte, hätte er es freylich auch auf Einmal — in einem Augenblick thun können. Allein er that es nicht! Warum nicht? — Er wollte — und darf er wohl? — Er wollte nicht Wunder auf Wunder häufen! Er ließ also die Natur mitwirken! Und so — und nicht anders, wurde die Erde wieder hergestellt!

Ew. * *. erklären sich auch darüber, was, Dero Meynung nach, Moses Gen. I. eigentlich beschreibe,

nåm-

nämlich nicht blos die neue Ausbildung unserer Erde, sondern die Schöpfung unsers ganzen Sonnen-Systems, ohne Zweifel deßwegen, weil Moses beym vierten Tagewerke auch der Sonne, des Monds und der Sterne gedenket. Sie scheinen mir also nicht beyzutreten, wenn ich annehme, daß Moses nicht nur nicht die erste Schöpfung unserer bloßen Erden, sondern lediglich eine neue Ausbildung derselben beschreibe, nachdem sie eine Zerstörung erlitten. Ich wundere mich, daß Dieselben mir hierinn Dero Beyfall zu versagen scheinen, da gewiß keine der jemals bekannt gewordenen Erklärungsarten des cap. I. Geneseos, und keine Theorie der Mosaischen Schöpfung wahrscheinlicher seyn, und mehr Gründe vor sich haben kann, als eben diejenige, welche ich in dem Ihnen communicirten Manuscript vorgetragen habe. Sie werden aber gleichwohl vielleicht keine weiteren Beweise vor diese meine Meynung erwarten, sondern Sich nur nochmals wieder an das in meinem übersandten Manuscripte Stehende gütigst erinnern. Auf ausdrückliches Verlangen aber kann ich ein andermal mehr zum Beweise mittheilen!

Bey dem ersten Tagewerke, da es, wie uns Moses sagt, Licht geworden, redete ich in meinem Manuscript von den Schwierigkeiten, welche den gemeinen Erklärern, die die erste Schöpfung des ganzen Welt-Alls, Genes. I. suchen, aufstoßen, sonderlich diese, daß nach Mosis Beschreibung, wenn ich ihn mit den gemeinen Exegeten verstehe, die Sonne, das unstreitige Principium lucis, erst am vierten Tage geschaffen worden. Ich entdeckte daher, wenn man nach der gemeinen Art

und

und nach der gemeinen Theorie erklären wollte, in Mosis Erzählung ein *Falsum*, einen Widerspruch. Ich glaubte dahero, genöthigt zu seyn, anzunehmen, Moses rede Genes. I. gar nicht von Vers 2. an von der Schöpfung der übrigen Weltkörper außer unserer Erde, sondern diese wären vorhero schon da gewesen. — Ich nahm an, daß unsere Erde zu einer gewissen Zeit (daß sich nur kein Philosoph über diesen Ausdruck ärgert!) zugleich mit den übrigen Weltkörpern erschaffen worden; unsere Erde aber habe ihren jüngsten Tag erreicht, sey verwüstet und leer worden von allen Bewohnern, habe ihre regulaire Laufbahn verlassen, sich von der Sonne in ihrem Irrlaufe so sehr entfernet, daß sie von ihren Strahlen gar nicht getroffen werden konnte. Eine beständige Finsterniß mußte sie also decken. Nun aber gefiel es Gott, diese Erde wieder auszubilden. Das erste, was er that, war nun, daß er sie der Sonne wieder näher setzte. — Dies drückt Moses aus: Gott sprach, es werde Licht! Und es ward Licht! — Hier fällt nun die erwähnte große Schwierigkeit, daß es ohne Sonne helle, Licht oder Tag worden, von selbst weg. — Ew. **. halten, wenn Sie auch mit den gemeinen Auslegern Mosen Gen. I. vom Vers 2. an die erste Schöpfung aller Weltkörper beschreiben lassen, diese Schwierigkeit für nicht so erheblich. Sie meynen, es hätte Licht werden können ohne Sonne, nämlich vermöge des elementarischen Feuers, und scheinen mich auf gewisse Art bestrafen zu wollen, daß ich die Sonne für das *Principium lucis* ausgegeben habe. Ich leugne keinesweges, daß nicht auch ohne Sonne gewisse Lichtarten entstehen können, ich würde sonst der täglichen Erfahrung

rung widersprechen, da wir ja des Nachts, um die Ueberbleibsel unserer gelehrten Tagarbeiten noch vollends zu endigen, auf die sehr bekannte Weise unsere Studirstuben erleuchten. Auch das faule Holz leuchtet des Nachts u. s. f. Also, es giebt allerdings außer der Sonne noch ein, oder wohl gar noch mehrere *Principia lucis*. Aber nun entstehet die Frage, ob ein anderes *Principium lucis* vermögend sey, ein solches Licht hervorzubringen, welches Moses (אור) Or nennen konnte, wodurch nichts anders ausgedruckt wird, als das, was wir sonsten Tag nennen, freylich unbestimmt, ob es ein klarer, heiterer, oder ein trüber Tag gewesen sey. Moses will also weiter nichts sagen, als: es sey zum erstenmal wieder Tag worden, nachdem eine lange Nacht die Erde unsichtbar gemachet hatte. Nicht wahr? unsere Tage und Nächte hängen lediglich davon ab, wenn die Sonne über unsern Horizont stehet, oder über denselben hinunter gesunken ist.

1) Läßt es sich wohl denken, daß Gott, da er den ersten Tag machen wollte, ein anderes *Principium lucis* gebrauchet habe, als dasjenige, welches es noch heutiges Tages ist? —

2) Alles, was Moses von Gott Gen. I. erzählet, das er vorgenommen habe, nahm er doch wohl als Schöpfer vor, das ist, er nahm dieses oder jenes vor, oder brachte es hervor, aus der Absicht, daß es in Zukunft so bleiben sollte. Denn anzunehmen, daß Gott etwas hervorgebracht, gemacht und hierauf wieder anders gemacht, oder gar annihilirt habe, ist der Macht Gottes sowohl als

seiner

seiner Weisheit zuwider. Dies ist wohl die Art eines Künstlers, der in Gedanken eine gewisse Maschine erfunden, und nun sie auch wirklich verfertigen will, der es auf diese oder jene Art damit anfängt, am Ende sieht, daß er damit nicht auskomme, die Maschine nicht herausbringe, also den gemachten Anfang wieder destruirt, und nun wieder auf andere Art zu Werke gehet; kurz, die Maschine wieder umarbeitet. Ist aber das nicht Unvollkommenheit von der Einsicht des Künstlers? — Wollten wir nun annehmen, daß Gott den ersten Tag durch ein elementarisches Feuer oder durch ein anderes mögliches Principium lucis habe entstehen lassen, und denn habe er in der Folge erst die Sonne geschaffen, um dadurch Tage hervorzubringen: so machen wir den Allmächtigen zu einem solchen Künstler, den ich vorhin eine neue und noch nicht gesehene Maschine erfinden ließ, und dem der höchste Grad der Vollkommenheit, der Einsicht, welche doch Gott, wenn er Gott seyn soll, haben muß — fehlte. Er fienge das Werk auf diese Art an — kam damit nicht aus, — änderte seinen Plan! — Unvollkommenheit! — War nun gleich anfänglich, um einen Tag hervorzubringen, ein gewisser Körper, als die Sonne, erforderlich: so mußte Gott auch diese sogleich schaffen! Dies erforderte seine Weisheit! — Wenn also Moses sagt, daß es Licht oder Tag geworden, nachdem es lange Zeit vorher finster gewesen: so hienge ohnfehlbar diese Abwechselung des Tages mit

der

der Nacht von dem *Principio* desjenigen Lichts ab, welches wir Tag nennen. Dieses ist nun die Sonne. Also muß sie schon da gewesen, und nicht erst am vierten Tage geschaffen worden seyn. —

3) Das elementarische Feuer aber nun selbst betreffend, aus welchem Sie die drey ersten Tage ableiten: so zweifle ich sehr daran, ob dieses hinreichend gewesen sey, wirklich das hervorzubringen, was Moses (אוֹר) Or, Licht oder Tag nennet; kurz, ob das bloße elementarische Feuer das Principium lucis — des Tages seyn könne. Heutiges Tages haben doch wohl alle Körper noch eben sowohl elementarisches Feuer bey sich als damals? Aber gleichwohl, wenn die Sonne unsern Horizont verlassen hat, so ist Licht als ein Ausfluß des elementarischen Feuers unsichtbar. Es bleibt Nacht. Ohne Zweifel war es auch damals nicht anders. Ferner, es sagt uns Moses, daß am dritten Tage schon Kräuter und Bäume hervorgewachsen wären. Hierzu ist nothwendig Wärme erforderlich. War aber wohl hierzu das elementarische Feuer hinlänglich? — Wir sehen also daraus, daß an den drey ersten Tagewerken die Sonne eben sowohl da gewesen seyn müsse, als sie in den folgenden Tagen, bis auf diese Stunde da war. Folglich kommt es also auf die richtige Erklärung des vierten Tagewerkes an, daß man nicht an die erste Schöpfung der Sonne u. s. w. denke, sondern — dem

hebräi-

hebräischen Sprachgebrauche vollkommen gemäß, so erkläre, wie ich in meinem ihnen communicirten Manuscripte gethan habe. — Luthers Uebersetzung verdienet hier schlechterdings keinen Glauben. Nimmt man das Original vor sich, und denn klingt es gar anders! — Folglich ist, wenn vor dem ersten Tagewerk, das Moses Genes. I. beschreibet, die Sonne schon da war, weiter nichts übrig, als anzunehmen, Moses beschreibe nicht die Schöpfung dieses Universi, sondern er rede blos von unserer Erde, und zwar nicht einmal von der ersten Schöpfung der Erde, sondern nur von einer neuen Ausbildung und Wiederherstellung derselben. Doch hievon in meiner Bibelerklärung ein mehreres. —

Ew. * *. treten mir in Dero Schreiben bey, daß der jetzige trockene Theil der Erden lange Zeit ein Meeresboden gewesen sey. Moses sagt uns dieses ausdrücklich, wie ich auch in dem Manuscripte gezeiget habe, und die Naturkündiger haben auch Spuren genug davon gefunden, — wovon ich ebenfalls etwas gedacht habe — so daß sie auf diese gegründete Vermuthung verfallen seyn würden, wenn Moses es auch nicht ausdrücklich gesaget hätte. Vom dritten Tagewerk, und zwar davon, daß Gott dem wilden Wasser einen stetigen und besonderen Ort angewiesen, nachdem es vorher sich über die ganze Oberfläche der Erden ergossen hatte — und zwar von der Art, wie es zugegangen seyn möge, theilen Dieselben mir eine Vermuthung mit, welche mir besonders deßwegen gefällt, weil sie von Dero ge-

nauen Bekanntschaft mit der Natur zeuget. Indessen wollte ich für meinen Theil mit bloßen Erdbeben zufrieden seyn, indem daraus am allerleichtesten sich erklären lässet, wie das wilde Wasser, welches die ganze Erde bedeckt hatte, an einen gewissen und bestimmten Ort habe zudringen und nunmehro ein großer Theil der Erdkugel als festes Land habe zum Vorschein kommen können. David, welcher, wie seine vortreflichen Gedichte lehren, ebenfalls ein großer Kenner der Natur war, scheint diese Scheidung der Wasser Psalm 104, 6 = 9. auch blos vom Erdbeben herzuleiten, wenn er spricht:

„Der Ocean, wie ein Gewand, bedeckte sie (die Erde.)
„Ueber den Bergen stunden die Wasser.
„Von deinem Schelten flohen sie, —
„Vom Brausen deines Sturms fuhren sie dahin.
„Berge stiegen auf — Ebenen sunken nieder —
„Zum Ort, den du jedem gegründet hattest.
„Eine Grenze hast du gesetzt — Sie werden sie nicht überschreiten,
„Nicht wieder die Erde bedecken.„

Wenn man bedenket, wie viele, wie große Höhlungen und Klüfte sich in dem Schooße der Erden befinden, welche, wenn die darinn eingeschlossene elastisch gewordene Luft die sie bedeckende Erdrinde zersprenget, sich öffnen, und denn, wenn Wasser obenher stünde — dasselbe verschlingen: so läßt es sich freylich einsehen, wie, wenn der Schöpfer ein allgemeines Erdbeben wüthen ließ, große Thäler und mit Wasser ausgefüllt, welches immer nach

der Tiefe zudringet, — Meer und folglich auch vestes Land habe entstehen können. —

Dieselben billigen es, welches ich auch von Ihnen erwarte, daß ich die Noachische Sündfluth nicht für allgemein halte. Ich habe zu viele Gründe vor mir, als daß ich diese Meynung, etwa denen Herren Orthodoxen zu Gefallen, sollte aufgeben können. Zum Theil habe ich sie in meinem ihnen communicirten Manuscript auch schon angeführet, und bey Genes. VI. VII. werde ich noch weitläuftiger davon handeln. — Ich will zwar nicht leugnen, daß nicht die Sündfluth hätte allgemein gewesen seyn können, es läßt sich allerdings schon soviel existirendes Wasser in und auf der Erden denken, welches die Oberfläche der ganzen Erde bedecken konnte; hätte daher nicht nöthig, um die Möglichkeit einer allgemeinen Ueberschwemmung der Erde darzuthun, mit Woodward (Erdbeschreib. Geogr. Physik Part. II. pag. 57. folg.) Heyn u. a. m. Gott mehr Wasser schaffen zu lassen, oder mit Wilhelm Whiston einen Kometen zu Hülfe zu nehmen. — Starke Erdbeben, welche die unterirrdischen Gewässer auf die Oberfläche der Erde herauswarfen, in den Meeren Gewässer aufthürmeten, also das Wasser empor hoben, Wolkenbrüche u. s. w. waren allerdings hinreichend; allein, ob nun also gleich an der Möglichkeit der allgemeinen Sündfluth nicht zu zweifeln ist: so glaube ich doch an der Wirklichkeit ihrer Allgemeinheit zur Zeit zweifeln zu dürfen. Denn:

1) Gesetzt, Moses verstünde unter den höchsten Bergen, deren er gedenkt, über welche das Wasser 15 Ellen hoch gestiegen sey, die höchsten auf der ganzen Erde: so müßte nach den hydrostatischen Gesetzen das Wasser noch viel höher als 15 Ellen steigen, wenn andere sehr hoch liegende Gegenden nur etwa einen Fuß hoch mit Wasser haben bedeckt werden sollen. —

2) Es ist aber unwahrscheinlich, daß Moses die höchsten Berge auf der Erden überhaupt verstehen sollte, da Noah (von dem Moses diese Nachricht durch mündliche Ueberlieferung doch eigentlich nur herhaben würde) wohl schwerlich während der Sündfluth mit seinem Schiffe auf der ganzen Erde herumgetrieben worden, oder, wenn auch dieses geschehen wäre, ob Noah von der Höhe entlegener Gebirge, welche er überhaupt nicht, am allerwenigsten aber, da sie mit Wasser bedeckt waren, kannte, habe urtheilen, und sie mit den Gebirgen seines Vaterlandes vergleichen können.

3) Die Noachische Fluth kam, wie uns Moses sagt, das damals im Grunde ausgeartete Menschengeschlecht zu strafen und aufzureiben. Wie mittelmäßig war aber damals noch die Anzahl von Menschen! wie wenige Gegenden waren noch bewohnet! und wohl am Ende weiter keine, als ein Stück von Asien! Um dieses Menschengeschlecht aber

zu

zu strafen, war wohl keine allgemeine Fluth nöthig, wohl aber lächerlich! — Etwa so, als wenn ein großer Potentat, um einen einzigen Flüchtling zu arretiren, alle seine Armeen abschicken wollte. — Zwar haben einige behaupten wollen, das Menschengeschlecht habe damals sich schon sehr vermehret und in sehr viele Länder ausgebreitet gehabt. Allein der Beweis davon möchte sehr schwer fallen. — Doch mehr hiervon an seinem Ort. —

Wenn nun aber diese Sündfluth nur partikulair war: so fragen Dieselben, wie gienge es denn damit zu? Ich vermuthe eben auch nicht anders, als wenn sie den ganzen Erdboden betroffen hätte. Es fielen starke Wolkenbrüche, Erdbeben warfen unterirrdische Gewässer über die Erde heraus, welches uns Moses selbst sagt. Er redet von einem vierzigtägigen Regen, und sagt: alle Brunnen der großen Tiefe hätten sich aufgethan. Hierunter können nichts anders als unterirrdische Wasserbehältnisse verstanden werden, welche durch den Druck der eingeschlossenen elastischen Luft gleichsam ihren Deckel verloren, und auf die Oberfläche der damals bewohnten Erden sich ergoßen. —

Des Ogyges und Deucalions Sündfluth betreffend: so halte ich sie ebenfalls weder mit der Noachischen Fluth für einerley, noch für ganz erdichtet, indessen bin ich sehr überzeugt, daß die Beschreibung dieser Fluthen, sonderlich der Deucalionischen, mit Moses Beschreibung der Noachischen Fluth verwechselt,

das ist, aus Mosis Erzählung in die Geschichte der Deucalionischen Fluth viele Umstände, welche bey der Noachischen Ueberschwemmung zwar richtig und gegründet, bey der Deucalionischen hingegen fingiret sind, übergetragen worden. Es läßt sich nicht wohl denken, daß bey Deucalions Fluth dieselben Umstände sich ereugnet haben sollten, welche Moses von der Noachischen erzählet. Größer kann der Parallelismus zwischen den Umständen der Deucalionischen Ueberschwemmung, deren Lucian de Dea Syria Tom. II. operum pag. 660. sequ. gedenket, mit Moses Nachricht von der Noachischen nicht seyn! Doch dieses gehöret nicht zunächst zu meinem Zweck! —

Und so wäre ich denn mit der Beantwortung der mir überschriebenen Zweifel fertig. — Möchte diese meine Beantwortung, welche ich unter hunderterley andern Arbeiten und Zerstreuungen hingeschrieben habe, doch von der Art seyn, daß ich mir Dero Beyfall versprechen dürfte! Ich halte Dieselben aber bey Ihrem Worte, daß Sie mir mehrere dergleichen Zweifel vorlegen. Sie möchten mir vielleicht, so wie die nunmehro beantworteten, Gelegenheit zu vielen neuen Entdeckungen geben, und für mich selbst lehrreich werden. — Würdigen Sie mich, verehrter Gönner! ferner Dero geneigten Andenkens, bleiben Sie mir gewogen und überzeugt, daß ich mit vorzüglichster Hochachtung Zeitlebens beharren werde

Ew. * *.

Jena,
den 24. May, 1777. — — —

Wilhelm Friedrich Hezel.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1000,-
März 83

Gelehrte haben immer Zank!
Die laßt ich aber gehn!
O streitet euer Lebelang
Der Wind wird es verwehen!

× ×

Der Pöbel aus Unwissenheit,
Und weil es so üblich ist,
Hat immer unter sich auch Streit!
Und den dämpft der Jurist

× ×

Die Könige und Fürsten schier
Ziehn Tod und Weh aufs Feld,
Bis endlich Fried' und Ruh dafür
Ist wiederhergestellt!

× ×

Der Edelmann entzweyt sich auch,
Er denkt, es muß so seyn!
Er ficht nach alten Ritterbrauch —
Und trinkt ein Gläschen Wein!

× ×

Doch aller dieser Zank und Zwist,
Und all' Uneinigkeit.
Vergeht, wie ihr allen wißt,
Doch endlich mit der Zeit.

× ×

Doch der Geliebten Zorn und Wuth
Ist schrecklicher als Schwerdt,
Und doppelte Kanonen-Gluth ———
Wohl dem! der sie ~~[illegible]~~ verwahrt!

Jenner. 1778. Im Frühjahr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hezel, Wilhelm Friedrich, 1754-1824

Wilhelm Friedrich Hezel's Neue Uebersetzung und Erklärung des Hohen Liedes Salomons Nebst zween Briefen an einen Staatsmann an einem Herzogl. Sächsis. Hofe, über einige interessante Gegenstände der Bibel

Leipzig und Breslau 1777

B.g.prot. 501 x
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10271609-2
VD18 10668624